1,20 DM / Band 74

Neuer Roman

BASTEI

GESPENSTER-KRIMI

Zur Spannung noch die Gänsehaut

Die Insel der Skelette

JASON DARK

Abgeschlossener Roman

Belgien/Luxemb. F 20 · Frankr. F 2,40 · Schweiz Fr 1,50



Die Insel der Skelette

Gespenster Krimi Nr. 74

von Jason Dark

erschienen am 11.02.1975

Titelbild von R. Cortiella

Sinclair Crew

Die Insel der Skelette

Urplötzlich begann die Erde zu beben! Steine und Felsbrocken flogen himmelwärts. Staub verfinsterte die Sonne. Und tief aus dem Innern der Erde ertönte ein langgezogenes Heulen. Die Hölle hatte ihre Pforten geöffnet. Ein riesiger Krater entstand. Dunkelgraue, nach Schwefel riechende Rauchschwaden schossen daraus hervor, wurden vom Wind durcheinandergewirbelt und bildeten tanzende Figuren.

Ohne Übergang kam die Nacht. Eine dunkle Flüssigkeit stieg langsam vom Kraterboden hoch. Blut!

Schon bald hatte es den Kraterrand erreicht. Geheimnisvolle Kräfte, die seit Urzeiten tief im Schoß der Erde geschlummert hatten, wurden wach. Das Blut begann zu brodeln. Blasen bildeten sich. Ein süßlicher Geruch breitete sich aus. Und aus dem kochenden Blutsee stieg eine Gestalt. Ein Skelett! Der Fluch war erfüllt…

Sorgenvoll betrachtete der alte Clint McIntosh den düsteren Himmel.

»Es wird Regen und Sturm geben«, sagte er mit seiner tiefen, wohlklingenden Stimme.

Patrick, sein Sohn, der mit beiden Händen das Steuer des kleinen Kutters umklammert hielt, nickte bestätigend.

»Bis es losgeht, sind wir längst im Hafen«, meinte er leichthin.

Clint McIntosh wischte sich mit dem Handrücken über den Mund, holte seine kurze Stummelpfeife aus der Tasche und begann, sie mit bedächtigen Bewegungen zu stopfen.

McIntosh hatte Sorgen. Die Fischschwärme zogen weiter von den Inseln weg und suchten das offene Meer. Den Familien, die vom Fischfang lebten, ging es immer schlechter. Es war leicht auszurechnen, wann sie sich nach einem anderen Broterwerb umsehen mußten. Die jungen Männer gingen sowieso aufs Festland. Dort hatten sie bessere Chancen und konnten mehr verdienen.

Der alte McIntosh blickte seinen Sohn von der Seite her an. Er sah einen hochgewachsenen jungen Mann mit dunkelbraunem Haar und markantem Gesicht. Besonders hervorstehend war das eckige Kinn. Es war ein Merkmal, das alle McIntosh' besaßen.

Heute war Patricks letzte Fahrt. Übermorgen wollte er die St. Kilda-Inseln verlassen und nach Schottland gehen. In Glasgow hatte er Arbeit bekommen. Niemand konnte es Patrick McIntosh verdenken, daß er so dachte. Auch sein Vater nicht, der ab morgen auf sich allein gestellt sein würde.

Plötzlich hob Patrick den rechten Arm. »Sieh doch, Vater, da ist wieder dieses Licht.«

Clint McIntosh folgte der Richtung des Armes. Im Westen, dort, wo sich Coony Island befand, glühte das blutrote Licht auf.

Der alte McIntosh schlug ein Kreuzzeichen und bekam eine Gänsehaut. Er senkte den Blick, um nicht in dieses Licht sehen zu müssen.

»Bald ist es soweit«, flüsterte er nun.

»Der Teufel – er braucht ein neues Opfer. Vier Leute hat er sich schon geholt. Jetzt ist wieder einer dran. Möge der Herr uns beistehen.«

Patrick McIntosh lachte spöttisch. »Du glaubst doch diesen Kram nicht etwa?«

»Glauben?« murmelte sein Vater. »Was heißt glauben. Ich weiß es.«

Patrick gab keine Antwort. Er kannte die alten Geschichten, die über diese Insel erzählt wurden. Er tat alles mit dem Wort Seemannsgarn ab…

Geister sollte es dort geben. Richtige Geister. Patrick nahm sich vor, bei seinem ersten Urlaub der Insel einmal einen Besuch abzustatten.

Die Luft wurde schwer und grau. Der Wind frischte auf. Dicke Wolken trieben am Himmel.

Patrick packte das Steuer fester. Das Meer war in Bewegung geraten. Schaumkronen blitzten auf den Wellenkämmen. Die ersten Tropfen klatschten gegen das kleine Steuerhaus. Bald wurde ein regelrechter Sturzregen daraus.

»Ich geh' mal nach hinten«, rief der alte McIntosh gegen das Brausen des Windes an.

Sein Sohn nickte nur. Er mußte sich voll auf das Steuern des Bootes konzentrieren.

Der Wind riß Clint McIntosh beinahe die Tür aus der Hand. Der Alte zog den Südwester fest auf den Kopf und stapfte vorwärts.

Am Heck des kleinen Kutters lag ihr heutiger Fang. Es waren Heringe. Die großen Holzkisten waren jedoch nur zur Hälfte gefüllt. Einige der grausilbernen Fische zappelten noch in den Netzen.

Regenböen peitschten McIntosh ins Gesicht. Der alte Kutter schaukelte bedrohlich, McIntosh mußte höllisch aufpassen, damit er nicht ausrutschte und gegen die Reling geschleudert wurde. Wie leicht konnte man da über Bord gehen.

Der Alte bückte sich und wuchtete die schweren Holzdeckel der Kisten hoch. Sie lagen übereinander.

McIntosh schaffte es nicht beim erstenmal.

Er fluchte verbissen, nahm dann jeden Deckel einzeln.

Clint McIntosh war so in seine Arbeit vertieft, daß er nicht das Grauen bemerkte, daß sich unaufhörlich dem kleinen Kutter näherte.

Etwas schob sich an der äußeren Bordwand hoch.

Eine Knochenhand!

Es folgte ein Arm, ein Stück Schulter, ein Schädel.

Sekunden später kletterte ein Skelett über Bord. Die blanken Knochen glänzten. Aus den Augenhöhlen des Totenschädels tropfte Wasser.

Unbeweglich stand das Skelett auf dem Kutter. Sturm und Regen schienen ihm nichts auszumachen.

Langsam näherte es sich dem gebückt stehenden Alten.

McIntosh hatte gerade die letzte Kiste verschlossen, als ihn etwas an der rechten Schulter berührte.

Ruckartig wandte der alte Fischer den Kopf.

Seine Augen weiteten sich in ungläubigem Staunen, begriffen nicht, was sie zu sehen bekamen.

Da packte das Skelett zu.

Mörderisch war der Griff der Knochenhände, mit dem sie die Kehle des unglücklichen Fischers zusammenpreßten.

Clint McIntosh riß den Mund zu einem Schrei auf, doch die schwachen Laute, die über seine Lippen kamen, fegte der Wind mit sich.

Aus weit aus den Höhlen tretenden Augen starrte McIntosh auf den

gräßlichen Totenschädel, aus dessen halbgeöffnetem Mund die Zähne wie kleine gelbe Stummel hervorlugten.

Unbarmherzig drückte das Monster zu.

Verzweifelt ruderte Clint McIntosh mit den Armen, doch seine Bewegungen wurden von Sekunde zu Sekunde schwächer. Schließlich gaben seine Knie nach, und er sackte unter den würgenden Händen zu Boden.

Das Skelett stieß ein triumphierendes Fauchen aus. Es hatte die Aufgabe erfüllt. Opfer Nummer fünf war ihm sicher…

***

Patrick McIntosh ahnte nicht, welch ein grausiges Geschehen sich hinter seinem Rücken abspielte. Für ihn kam es im Moment darauf an, den Kutter sicher durch die schwere See zu steuern. Er fluchte fast sein halbes Repertoire herunter, als er sah, daß sich die Wolken noch mehr zusammenballten. In der Ferne zuckten sogar Blitze über den grauen Himmel.

Doch irgendwann wurde Patrick unruhig. Was hatte sein Vater nur so lange am Heck zu suchen?

Der junge Mann wandte den Kopf. Die Tür des kleinen Steuerhauses wurde vom Wind noch immer hin und her geworfen.

Patrick überlegte, ob er das Schiff für einen Moment sich selbst überlassen konnte, um schnell die Tür zu schließen. Dabei konnte er gleichzeitig auch nach seinem Vater sehen.

Patrick McIntosh stellte, das Ruder fest und war mit zwei langen Schritten an der Tür.

Ehe er sie ins Schloß drückte, warf er einen Blick nach draußen.

Schemenhaft nur sah er durch den dicken Regenschleier die beiden Gestalten.

Zwei Männer?

Da stimmte was nicht.

Patrick war ein Mann schneller Entschlüsse. Er packte eines von den an der Kajütenwand befestigten höllisch scharfen Fischmesser und stürzte nach draußen.

Nach drei Schritten blieb er stehen, als wäre er vor eine Wand gerannt.

Zu grauenvoll war das, was sich seinen Augen bot.

Sein Vater lag auf dem Boden. Und über ihm kniete… ein Skelett! Die Knochengestalt hatte beide Hände um die Kehle seines Vaters gelegt.

Mit einem wilden Schrei stürzte Patrick vor. Er wußte nicht, ob sein Vater noch lebte, oder ob er nur bewußtlos war. In diesem Moment war ihm alles egal. Nur eins wollte er. Das Skelett vernichten.

Das Fischmesser hatte eine unterarmlange Schneide. Der mit

ungeheurer Wucht geführte Stoß pfiff durch die Luft. Die spitze Klinge traf den blanken Schädel des Skeletts, rutschte ab – und bohrte sich in den Hals des alten Mclntosh.

Als wäre das Messer aus glühendem Eisen, so schnell ließ Patrick es los. Der junge Mann sprang zurück, starrte aus weit aufgerissenen Augen auf seinen am Boden liegenden Vater und auf die gräßliche Halswunde, aus der ununterbrochen ein Blutstrom quoll, der jedoch von dem Regen sofort verwischt wurde.

Das Skelett lachte teuflisch. Langsam stand es auf und kam auf den immer noch erstarrt stehenden Patrick Mclntosh zu. Der junge Mann merkte nicht, wie das Schiff schlingerte, er sah das Skelett, das auf ihn zukam, und ahnte, daß ihm das gleiche Schicksal widerfahren sollte wie seinem Vater.

Diese Erkenntnis riß Patrick McIntosh aus seiner Erstarrung.

Ehe der Knochenarm zupacken konnte, wirbelte Patrick herum und rannte auf das kleine Steuerhaus zu.

Im gleichen Augenblick klatschte von Backbord her ein Brecher gegen den Kutter, schüttelte ihn durch, und die überspritzenden Wassermassen fegten Patrick zu Boden.

Er knallte genau mit dem Kopf gegen die Tür des Steuerhauses. Für einen Moment blitzten Sterne vor seinen Augen auf, und als er wieder klar denken konnte und sich auf die Seite warf, war das Skelett schon da.

Drohend stand es vor ihm.

Die leeren Augenhöhlen glotzten auf ihn herab.

Wieder entrang sich der Kehle des Skeletts ein scheppserndes Lachen.

Die Knochenarme schossen vor. Die langen Finger wurden zu gekrümmten Krallen…

Patrick McIntosh brüllte auf.

Einen Herzschlag später berührten die Totenhände seine Kehle, wurden zu einer gnadenlosen Stahlklammer, die dem jungen Mann die Luft abdrückte.

Patrick McIntosh würgte und röchelte.

Wieder schäumte ein Brecher über Bord. Das Wasser warf Patrick und das Skelett bis in das Steuerhaus hinein, doch die Finger des Unheimlichen lösten sich nicht von seinem Hals.

Patrick hatte schon mit dem Leben abgeschlossen, da geschah etwas Seltsames.

Plötzlich war das blutrote Licht direkt über dem Schiff, hüllte alles in einen roten Schleier.

Einen Herzschlag später ließ das Skelett die Kehle des jungen Mannes los.

Frische, klare Luft strömte in Patricks Lungen.

Vier, fünf Sekunden atmete der junge McIntosh ruhig durch. Dann

rappelte er sich auf.
Doch er fiel sofort wieder auf die Knie. Der Kampf hatte ihn zu sehr geschwächt.
Auf allen vieren robbte Patrick zur Tür, stieß sie mit der rechten Hand auf – und…
Der Schrei, der aus seiner Kehle kam, hatte nichts Menschliches mehr an sich.
»Vaaaater!« brüllte Patrick auf.
Ein letztes Mal sah er seinen Vater, der soeben von dem Skelett über Bord gezogen wurde und in den Fluten versank.
Wenig später war Patrick McIntosh ohnmächtig, und der Kutter wurde zum Spielball der Wellen.

***

»Das ist doch der Kahn vom alten Clint«, brummte Mock Dublin, als er den kleinen Kutter auf der Dünung treiben sah.
Der Wind war abgeflaut. Das Meer hatte sich beruhigt. Mock Dublin hatte die Gelegenheit genutzt, um hinüber nach Schottland zu fahren und dort seine Waren aufzufrischen. Dublin war Kaufmann. Er besaß auf der westlichsten der St. Kilda-Inseln ein Geschäft, in dem man fast alles, was man zum Leben brauchte, bekommen konnte. Dublin hatte drei Verkäuferinnen, denn sein Laden florierte. Er galt, gemessen an Kildaschen Verhältnissen, als reich.
Dublin griff zu seinem Feldstecher, der vor seiner Brust baumelte und führte ihn an die Augen. Er stellte die Optik ein wenig nach und hatte bald den Kutter im Blickfeld.
Auf dem Deck des kleinen Fischtrawlers befand sich keine Menschenseele, das sah Dublin sofort, oder…
Der Kaufmann zuckte plötzlich zusammen.
Zwei Beine waren in sein Blickfeld geraten.
Dublin drehte den Kopf ein wenig nach links, doch das kleine Steuerhaus versperrte ihm die weitere Sicht.
»Da schlag doch einer lang hin«, knurrte der Kaufmann und steuerte den alten Kutter an.
Er drehte erst bei, als er dicht davor war.
Jetzt sah Dublin alles genau. Auf dem Deck des Kutters lag Patrick McIntosh. Er lag auf dem Bauch und hatte die Arme ausgestreckt. Verletzungen konnte der Kaufmann nicht entdecken, aber wo war der alte McIntosh?
Mock Dublin konnte ihn nirgends entdecken.
Das etwas passiert war, war dem Kaufmann sofort klar. Er verlor auch keine weitere Zeit.
Dank seines modernen Funkgerätes hatte er schnell die Küstenwache alarmiert. Dort versprach man, sofort zu kommen, nachdem Mock

Dublin die ungefähre Position angegeben hatte.

Er mußte über eine halbe Stunde warten, ehe das Rettungsboot angerauscht kam. Für die geübten Beamten war es kein Problem, an Bord des Kutters zu gelangen. Vorsichtig hievten sie den bewußtlosen Patrick McIntosh auf ihr Schiff.

Der Kommandant des Rettungskreuzers kam dann auch zu Mock Dublin. Er tippte grüßend an seine Mütze und ließ sich noch einmal eingehend den Hergang schildern.

»Sie kennen demnach die Familie McIntosh«, sagte er zum Schluß.

Mock Dublin nickte.

»Gut?«

»Was man so gut nennt. Der Alte hat bei mir immer seinen Tabak geholt, und auch der junge McIntosh ist ab und zu gekommen. Aber daß wir befreundet waren, kann man nicht sagen. Mir kommt das alles verdammt komisch vor. Wo ist der alte McIntosh? Sein Sohn ist noch nie allein hinausgefahren, und außerdem wollte er St. Kilda sowieso verlassen. Ich glaube sogar morgen oder übermorgen schon.«

Der Kommandant des Rettungskreuzers, ein hagerer, sechzigjähriger Mann, zuckte die Schultern. »Wir werden das alles schon herausbekommen, wenn dieser Patrick aus seiner Bewußtlosigkeit erwacht. Vorerst vielen Dank für Ihre Hilfsbereitschaft.«

»Nichts zu danken, war ja Menschenpflicht. Ach, was ich noch fragen wollte, was geschieht denn jetzt mit dem Kutter?«

»Wir schleppen ihn nach St. Kilda in den Hafen.«

»Dann ist für mich also die Sache erledigt.«

»Ja. Vorläufig jedenfalls.«

»Wissen Sie, ich muß nämlich rüber, Waren holen. Das ist eine Terminsache.«

»Wir halten Sie nicht auf.«

Der Kommandant tippte an seinen Mützenschirm und ging wieder an Bord seines Schiffes.

Wenig später tuckerten die beiden Boote in entgegengesetzte Richtungen davon.

Auf dem Rettungsboot hatte man Patrick McIntosh auf eine Liege gelegt und flüchtig untersucht.

Als der Kommandant den kleinen Raum betrat, war der Sanitäter gerade fertig.

»Ich kann keine Verletzungen feststellen«, sagte er. »Außer einer kleinen Beule am Kopf. Der Mann muß sich irgendwo gestoßen haben.«

»Und die anderen Symptome? Herz- und Pulsschlag?«

»Alles normal.«

Der Kommandant schob seine Mütze in den Nacken. »Dann frage ich mich ernsthaft, wieso der Mann bewußtlos ist. Irgend etwas ist auf

diesem verdammten Kutter passiert, denn der Alte ist verschwunden.«

»Wir hatten vor einigen Stunden schweren Seegang. Vielleicht ist er da über Bord gespült worden«, gab der Sanitäter zu bedenken.

Der Kommandant schüttelte den Kopf. »Daran glaube ich nicht. Der Alte war ein Fuchs. Der ist fast sein gesamtes Leben aufs Meer gefahren, den wirft so leicht keine Brise um. Nee, da ist was anderes vorgefallen. Na ja, wir werden es bald erfahren.«

Als wäre dies das Stichwort gewesen, begann sich der junge Mann auf der Liege zu bewegen.

Er stöhnte tief auf und faßte nach seinem Kopf.

»McIntosh«, sagte der Kommandant eindringlich, »können Sie mich hören?«

Patrick McIntosh gab keine Antwort.

Der Kommandant versuchte es mehrmals. Und immer hatte er keinen Erfolg.

Bis Patrick McIntosh von allein zu sprechen begann: Aber es waren auch nur Satzfetzen, die aus seinem Mund kamen.

»Vater!« schrie er plötzlich. »Nein, Vater, ich helfe dir. Das Messer… Ich – ich komme…«

»Er meint das Fischmesser, das wir auf dem Deck gefunden haben«, flüsterte der Kommandant.

»Was ist mit Ihrem Vater?« fragte der Sanitäter leise. »Reden Sie bitte.«

»Vater – er ist…«

»Ja?«

Plötzlich bäumte sich der Körper des jungen Mannes auf. »Ein Skelett!« schrie Pat McIntosh mit sich überschlagender Stimme. »Ein Skelett. Es kommt an Bord. Es – es… holt… Vater!«

Das Schreien des Fischers endete in einem verzweifelten Stöhnen. Dicker Schweiß stand auf Patricks Gesicht. Seine Augen glänzten fiebrig. Seine Haare waren verklebt. Der Atem ging flach und stoßweise.

Der Sanitäter und der Kommandant sahen sich besorgt an. Beide dachten das gleiche.

Patrick McIntosh ist wahnsinnig. Die Worte – sie konnten nur einem kranken Hirn entsprungen sein. Vielleicht hatte Patrick seinen Vater sogar selbst über Bord gestoßen. Der Kommandant war fast überzeugt, daß es so gewesen sein mußte.

Auf jeden Fall mußte der junge Fischer in ärztliche Behandlung.

»Geben Sie ihm noch eine Beruhigungsspritze«, sagte der Kommandant und verließ die kleine Kajüte, um nach oben zu gehen und den Fall in das Logbuch einzutragen.

Patrick McIntosh kam in ein Krankenhaus. Doch die Ärzte konnten mit ihm auch nicht viel anfangen. Er erzählte immer das gleiche.

Sprach nur von einem Skelett, das aus dem Meer gestiegen war und den Kutter betreten hatte.

Schließlich überwies man ihn in eine Heilanstalt. Sollten sich doch die Psychiater mit dem Mann beschäftigen.

Und langsam geriet Patrick McIntosh in Vergessenheit. Nur auf St. Kilda, wo die Geschichte ihre Runde gemacht hatte, glaubte man seinen Erzählungen.

Aber niemand wagte, laut etwas darüber zu sagen.

***

London!

Vom Big Ben schlug die Uhr zwölfmal. Mitternacht!

Fast ausgestorben lag die Riesenstadt unter der bleichen Scheibe des Mondes.

Nur am Piccadilly Circus herrschte noch reger Betrieb. Hier gaben sich Touristen, Nutten, Zuhälter und Dealer ein Stelldichein.

Still lag dagegen der Pavillon. Er befand sich in einem der vielen kleinen Parks, die London verschönten. Durch den Park führte nur ein Weg, und dieser war noch von dichten Buschgruppen flankiert.

Sechs Männer hatten sich in dem Pavillon versammelt. Sie saßen um einen runden Tisch, der eine schwarze Onyxplatte besaß. Darauf waren magische Zeichen eingraviert, die in der sonst absoluten Finsternis grünlich phosphoreszierten.

In der Mitte des Tisches lag ein Buch. Es war aufgeschlagen, und bei genauerem Hinsehen konnte man seltsame Zeichen auf den Seiten erkennen.

Es war das Buch des Teufels. Uralt schon und im fünfzehnten Jahrhundert von einem Mann namens Coony wiederentdeckt. Dieser Mann hatte sich eingehend mit dem Studium des Buches beschäftigt und schließlich seine Seele dem Teufel verkauft.

Als Lohn hatte er die Unsterblichkeit bekommen. Er konnte allerdings nur bei Vollmond seine normale Gestalt annehmen. Die übrige Zeit war er ein Skelett.

Auch die sechs Männer wollten die Unsterblichkeit erlangen, ahnten jedoch nicht, was auf sie zukommen würde.

Heute sollte es endlich soweit sein. Nachdem man sich monatelang mit dem Buch des Teufels beschäftigt hatte, würden sie noch an diesem Tag den Lohn bekommen.

Still wie in einem Grab war es in dem Raum. Die Männer wagten kaum zu atmen. Ihre Gesichter sahen durch das geheimnisvolle Leuchten wie grüne verwaschene Flecke aus.

Die Minuten tropften dahin. Bereits fünf Minuten nach Mitternacht.

Würde es heute überhaupt noch klappen?

Und plötzlich erfüllte ein Brausen die Luft. Die Tischplatte begann

stärker zu leuchten, veränderte sich.

Ein Bild entstand.

Eine Landschaft! Wild, felsig, zerklüftet.

Das Bild verwischte wieder. Klar und deutlich schälte sich Sekunden später eine Insel hervor, in deren Mitte sich ein mit Blut gefüllter See befand.

Die sechs Männer hielten den Atem an.

Jeder kannte diese Insel aus den Beschreibungen des Buches. Jetzt sahen sie sie genau vor sich.

Ein geheimnisvolles rotes Leuchten legte sich auf einmal über den See. Die Oberfläche begann zu brodeln.

Dämpfe stiegen auf.

Und aus den wogenden Dämpfen schälte sich ein Sketelett, an dessen blanken Knochen langsam das Blut herabtropfte.

Das Skelett stieg höher, verließ den Blutsee – und… es stand plötzlich in dem kleinen Pavillon.

Erst das Höllengelächter schreckte die Männer aus ihrem Bann auf.

Aus weit aufgerissenen Augen, in denen das Weiße leuchtete, starrten sie die unheimliche Erscheinung an.

Das Skelett begann zu reden. »Ihr wollt eure Seele an den Teufel verkaufen. Ja, ihr könnt es. Asmodis, Fürst der Finsternis, hat euch erhört und mich, seinen Diener, geschickt, um euch die Geheimnisse der Unsterblichkeit mitzuteilen. Es ist ganz einfach. Ich werde einige magische Worte sprechen und euch dann an der Stirn berühren. Ihr dürft alles, nur keine Fragen stellen.«

Das Skelett schwieg.

Sekundenlang dauerte die Pause. Eine Zeitspanne, die den Männern wie eine Ewigkeit vorkam.

»Nun gut«, fuhr das Skelett fort. »Ich sehe, ihr habt keine Einwände.«

Die Knochenhände fuhren über den Tisch und packten das Buch des Teufels.

Bald darauf drangen dumpfe Worte aus dem Mund des Knöchernen. Es war eine Sprache, die niemand der Männer verstand, geschweige denn je im Leben gehört hatte. Und doch lief ihnen allen bei jeder Silbe ein kalter Schauer über den Rücken. Dieses hatte etwas Endgültiges an sich, etwas, was nicht mehr rückgängig zu machen war.

Das Skelett legte das Buch wieder zur Seite. Und dann spürte jeder die kalte Knochenhand an seiner Stirn. Alle sechs zuckten sie wie unter einem Peitschenschlag zusammen. Sie fühlten, daß ein kalter Strom ihren Körper durchfuhr. Ein Strom, der bis in ihren letzten Nerv drang.

Wieder lachte das Skelett höllisch auf. »Ihr Narren!« rief es. »Ihr hirnverbrannten Narren. Jetzt habt ihr mit dem Satan einen Bund

geschlossen, und es gibt kein Zurück mehr. Ihr habt die Unsterblichkeit – ja. Aber seht mich an. Vor vielen hundert Jahren war ich auch so verrückt wie ihr, doch in kurzer Zeit schon werdet ihr so sein wie ich. Skelette! Hahaha! Das ist der Preis für das ewige Leben!«

Die letzten Worte des Skeletts waren leiser geworden, hatten sich angehört, als wäre der Sprecher meilenweit entfernt. Und plötzlich war das Skelett verschwunden. Auch der Tisch hatte wieder seine normale Oberfläche eingenommen.

Die sechs Männer sahen sich an. Überdeutlich wurde ihnen bewußt, was sie sich da eingebrockt hatten.

Keiner wollte es zugeben, aber jeder spürte, wie sich das Grauen bei ihm festsetzte…

***

Vierzehn Tage vergingen, in denen nichts geschah, was mit der damaligen Zusammenkunft der sechs Männer in einem unmittelbaren Zusammenhang stand.

Dann kam der 21. November.

Es war ein regnerischer Spätherbstabend. Der Wind fegte die letzten Blätter von den Bäumen und wirbelte feine Dunstschleier durcheinander.

Auch das Ehepaar Mary und Paul Cassidy ärgerte sich über das Wetter, denn es war für heute abend auf einer Party eingeladen.

Für Paul Cassidy war dies ein wichtiges Ereignis. Er traf dort Leute, mit denen er sich Geschäftskontakte erhoffte.

Paul Cassidy stellte Spielwaren her. Er besaß in London eine moderne Fabrik, in der über fünfzig Mitarbeiter beschäftigt waren. Die Geschäfte liefen in der letzten Zeit schlechter, und Cassidy war schon gezwungen gewesen, Angestellte zu entlassen.

Nichtsdestotrotz wohnte er mit seiner Frau in einer Achtzehnzimmervilla, obwohl sie an und für sich nur vier Räume benötigten.

Paul Cassidy war der Typ eines Businessman. Das schwarze, eng am Kopf liegende Haar war schon leicht ergraut und hatte Geheimratsecken Platz gemacht. Cassidys Augen waren schmal und dunkel. Sein Gesicht von der Höhensonne immer leicht gebräunt.

Mary Cassidy war schon seit zwanzig Jahren mit ihrem Mann verheiratet. Sie hatte die Vierzig inzwischen auch schon überschritten und war Stammkundin in den Londoner Kosmetikstudios. Momentan trug sie eine Langhaarperücke, die sie tatsächlich um einige Jahre jünger aussehen ließ.

Paul Cassidy rauchte ungeduldig eine Zigarette. Wie immer war seine Frau noch nicht fertig. Und gerade heute wollte er pünktlich sein.

»Ich hol’ schon mal den Wagen«, rief er.
»Ja, ist gut.«
Paul Cassidy warf die Zigarette in einen Ascher und ging nach draußen. Sofort stellte er den Kragen seines eleganten Tuchmantels hoch, da ihm der Nieselregen in den Nacken fuhr.
Zur Garage führte ein mit Platten belegter Weg.
Paul Cassidy hievte das linke Tor der Doppelgarage hoch und schloß die Tür eines Rolls Royce auf.
Aufatmend setzte er sich hinter das Lenkrad.
Cassidy wollte gerade den Schlüssel in das Zündschloß führen, als er das Ziehen an seiner rechten Hand zum erstenmal bemerkte.
Der Fabrikant zog die Hand zurück und schaltete die Innenbeleuchtung ein.
Dann besah er sich seine Rechte genauer.
Die Haut hatte sich gestrafft. Wenn er die Finger umknickte, hatte er das Gefühl, das Fleisch würde ihm wegplatzen.
»Komisch«, murmelte er.
An die Worte des Skeletts dachte er nicht…
»Paul!« hörte er die Stimme seiner Frau. »Komm endlich. Glaubst du, ich will mir hier draußen den Tod holen?«
»Halt die Klappe, alte Ziege«, knurrte Cassidy. Und in Gedanken fügte er hinzu: Irgendwann lasse ich mich scheiden, darauf kannst du dich verlassen.
Mary Cassidy nörgelte während der gesamten Fahrt. Sie hatte mal wieder ihre Launen. Paul erwiderte nichts. Es war das beste, was er tun konnte.
Die Fahrt ging in den Londoner Vorort Kensington. Natürlich machte Mary ihrem Mann mal wieder Vorwürfe, daß sie hier nicht wohnten. Und zum x-ten Mal erklärte Paul seiner Frau, daß es nicht möglich war, hier noch ein Grundstück zu bekommen.
Die Villa der Gastgeber – gebaut im viktorianischen Stil – lag inmitten eines gepflegten Parks. Eine gewundene Auffahrt führte zu dem prächtigen Eingangsportal.
Als die Cassidys ausstiegen, wurden sie sofort von einem Dienerpaar mit aufgespannten Regenschirmen in Empfang genommen. Den Rolls fuhr ein anderer Diener auf den Parkplatz.
Die Cassidys waren mit die letzten Gäste. Die meisten waren ihnen vom Ansehen bekannt. Man brauchte sich ja nicht erst groß vorzustellen.
Mary Cassidy sonderte sich schnell von ihrem Mann ab. Sie hatte einige Damen entdeckt, die aus dem neuesten Klatsch aus dem Königshaus zu berichten wußten.
Paul Cassidy widmete sich inzwischen seinen zukünftigen Geschäftspartnern.

Zwischen einigen Cocktails wurden schon erste Verhandlungen geführt.

Paul Cassidy griff soeben nach seinem fünften Drink, als er zufällig auf seine Hand blickte.

Das kalte Entsetzen sprang ihn an.

Über den Knöcheln seiner Rechten war die Haut aufgeplatzt. Weiß traten die einzelnen Knochen hervor.

Mit einem satten Geräusch zerplatzte das gefüllte Glas auf den Parkettboden. Da die Kapelle eben eine Pause eingelegt hatte, war das Geräusch gut zu hören.

Einige Gäste drehten sich um.

Cassidys Geschäftspartner blickten amüsiert auf den Fabrikanten, der mit hochrotem Kopf dastand und auf den Boden starrte.

Einer klopfte ihm auf die Schulter. »Nehmen Sie das doch nicht tragisch, mein lieber Cassidy. Das kann jedem passieren.«

Inzwischen war auch ein Diener herangeeilt, der die Scherben und die Flüssigkeit aufwischte.

Paul Cassidy lächelte gezwungen.

Ein anderer Livrierter reichte ihm ein neues Glas.

Der Fabrikant lehnte ab.

»Nanu, ist Ihnen der Schreck so in die Glieder gefahren«, rief der Gastgeber lachend, der die kleine Szene beobachtet hatte.

»Es ist mir wirklich peinlich«, erwiderte Paul Cassidy gezwungen.

Während seiner Worte war er immer bemüht, die rechte Hand hinter seinem Rücken zu verstecken.

Er spürte plötzlich, wie er am ganzen Körper anfing zu zittern. Der kalte Schweiß sammelte sich in seinem Nacken und lief langsam den Rücken hinab. Schwindelgefühl erfaßte ihn.

»Was ist denn auf einmal los, Mr. Cassidy?« hörte er wie aus weiter Ferne die Stimme seines Geschäftspartners.

Paul Cassidy wischte sich über die Augen. »Nichts Besonderes. Mir ist nur plötzlich schlecht geworden. Die Luft, wissen Sie…« Der Fabrikant brach ab.

»Haben Sie was mit Ihrer Hand?« wurde er gefragt.

»Warum? Nein!« schnappte Paul Cassidy.

»Sie halten sie immer auf dem Rücken.«

»Ach so!« Cassidy lachte unecht. »Eine alte Angewohnheit von mir. Noch aus den Kriegszeiten.«

»Ah, Sie waren Offizier?«

»Ja, bei der Luftwaffe.«

Paul Cassidy war froh, daß das Gespräch in eine andere Richtung gelenkt worden war.

Etwa dreißig Minuten vergingen. Paul Cassidy hielt seine rechte Hand jetzt immer in der Hosentasche. Er hatte sich wieder gefangen

und war ein blendender Erzähler. Das Ziehen auf seinem Handrücken beachtete er nicht.

Bis er zufällig die Hand aus der Tasche zog.

Paul Cassidy dachte, ihn träfe der Schlag.

Auf dem gesamten Handrücken war die Haut weggeplatzt. Die blanken Knochen lagen vor ihm. Selbst das Fleisch war nicht mehr vorhanden.

Paul Cassidy hatte Mühe, einen Schrei zu unterdrücken. Mit einer hastig gemurmelten Entschuldigung ließ er seine Gesprächspartner stehen und suchte einen der Waschräume auf.

Der Waschraum war luxuriös eingerichtet. An den Wänden befanden sich kostbare Kacheln, und auf dem Boden lag ein dicker Teppich. Natürlich besaßen die Becken vergoldete Hähne, das war ja bei einer gewissen Schicht heute so üblich.

Doch Paul Cassidy hatte für diese Dinge keinen Blick. Er taumelte zu einem Waschbecken und stützte sich schwer auf. Seine Augen starrten die rechte Hand an.

Sie hatte nichts Menschliches mehr an sich, war zu einer Totenklaue geworden.

Langsam zog Paul Cassidy mit der Linken den Ärmel seines Jacketts hoch.

Dann öffnete er den Manschettenknopf und krempelte den Hemdsärmel um.

Der Knochenfraß war schon bis zum Ellenbogen vorgedrungen.

»Ich werde wahnsinnig«, flüsterte Paul Cassidy. »Ich – ich… Das gibt es nicht. Verdammt, das gibt es nicht!«

Der Fabrikant begann zu schreien und endete in einem Schluchzen.

Wie im Fieber schlugen seine Zähne aufeinander. Langsam hob er den Kopf und blickte in den über dem Waschbecken hängenden Spiegel.

Das Grauen traf ihn wie ein Vorschlaghammer.

Sein Gesicht – es war ebenfalls von dem Knochenfraß betroffen. Über den Augen, am unteren Ende der Stirn war die Haut weggeplatzt. Knochensplitter lugten hervor.

Und jetzt erst fiel Paul Cassidy die Szene in dem kleinen Pavillon wieder ein. Klar und deutlich erinnerte er sich an die Worte des Skeletts.

»In kurzer Zeit werdet ihr genauso sein wie ich. Das ist der Preis für die Unsterblichkeit.«

Paul Cassidy hatte diesen Preis gezahlt.

Behutsam fuhr er sich mit der linken Hand über das Gesicht, erreichte die Stelle, an der die Haut abgeblättert war, und könnte feststellen, daß er sich die Haut einfach vom Gesicht ziehen konnte.

Wie Pergament.

Bis zu dem Mundwinkel lagen von seiner rechten Augenbraue aus die blanken Knochen vor ihm.

Es war ein gräßliches Bild.

Seltsamerweise erschrak Paul Cassidy nicht mehr vor seinem eigenen Anblick. Ein anderes Gefühl machte sich in ihm breit.

Der Haß!

Haß auf all die, die anders aussahen als er.

Immer stärker wurde das Gefühl. Und mit jeder Minute platzte mehr Fleisch von seinen Knochen.

Nur noch die untere Gesichtshälfte war so wie früher.

Paul Cassidys Lippen verzogen sich zu einem grausamen Lächeln. Aus leeren Augenhöhlen starrte er auf seine linke Hand, die ebenfalls schon die Knochenfinger besaß.

Paul Cassidy würde auf einmal bewußt, daß er keine Augen mehr hatte, aber trotzdem sehen konnte.

Welche höllischen Kräfte mußten hier ihre Hände im Spiel haben.

Der Fabrikant wandte sich um. Mit steifen Bewegungen stakste er zur Tür.

Heftig zog er sie auf.

Im gleichen Augenblick sah ihn ein Diener.

Der Mann, der ein volles Tablett in der Rechten trug, riß den Mund zu einem Schrei auf. Das Tablett rutschte ihm aus der Hand. Die Gläser klatschten auf den Teppich.

Paul Cassidy handelte rein automatisch.

Ehe der Mann den Schrei ausstoßen konnte, war er bei ihm und umklammerte mit seinen Knochenfingern den Hals des Dieners.

Töte ihn! schrie eine Stimme in seinem Innern. Töte ihn!

»Ja!« keuchte Paul Cassidy und drückte noch fester zu…

***

Die ungeheure Kraft des Skeletts erstickte den Widerstand des Obers schon im Keim.

Die Augen des Livrierten quollen aus den Höhlen, das Gesicht verzerrte sich zu unsagbarer Qual.

Paul Cassidy spürte, daß es ihm Spaß machte, sein Opfer langsam zu töten.

Aus dem Mund des Dieners drang nur noch ein schwaches Röcheln. Sekunden höchstens, dann war es aus mit ihm.

In diesem Augenblick fuhr der gellende Schrei einer Frau Paul Cassidy durch Mark und Bein. Der Schrei war hinter seinem Rücken aufgeklungen.

Das Skelett wirbelte herum, ließ sein schon sicher geglaubtes Opfer los.

Apathisch blieb der Diener auf dem Rücken liegen.

Paul Cassidy – sein Gesicht war jetzt völlig skelettiert – sprang aus seiner kauernden Haltung hoch.

Zwei Meter vor ihm stand eine Frau.

Seine Frau!

Sie hielt beide Hände eine Handbreit vor dem Gesicht und schrie ihren gesamten Schrecken hinaus.

Sie mußte ihren Mann erkannt haben.

Paul Cassidy hechtete vor. Seine gekrümmten Totenfinger krallten sich um Marys Hals.

Das Schreien erstarb wie abgeschnitten.

»Paul, ich…«, würgte Mary hervor. Die restlichen Worte blieben ihr im Hals stecken.

Durch die breite Doppeltür am Ende des Flures kamen Menschen gerannt und blieben wie angewurzelt stehen, als sie die unheimliche Szene sahen.

Noch immer krallte Paul Cassidy seine Hände um Marys Hals. Gnadenlos drückte er zu. Die Frau wand sich unter seinem Griff, schlug mit den Armen und riß in ihrer wahnsinnigen Verzweiflung Paul Cassidys Jackett auf, das nur so um seinen Körper schlotterte.

Endlich hatten auch einige der anderen Gäste ihren Schock überwunden.

Drei, vier beherzte Männer sprangen vor, stürzten sich auf das Skelett.

Paul Cassidy wurde von diesem Angriff überrascht. Die Männer rissen ihn hoch und schlugen nach seinem kahler Schädel.

Schmerz spürte Paul zwar keinen, aber die Wucht der Schläge trieb ihn doch zurück.

Er krachte gegen die Wand.

Die Männer setzten nach. Mit wutverzerrten Gesichtern drangen sie auf das Ungeheuer ein.

Die Arme des Skeletts arbeiteten wie Windmühlenflügel. Seine Schläge hatten eine ungeheure Kraft. Wenn er einmal richtig traf, flogen die Angreifer weg wie Puppen.

Die Hiebe rissen den Gästen die Gesichter auf, zerfetzten ihnen die Kleidung.

Doch viele Hunde sind des Hasen Tod.

Das merkte auch Paul Cassidy. Du mußt weg! Eine innere Stimme trieb ihn zu diesem Entschluß.

Mit einer letzten kreisenden Bewegung schüttelte Paul Cassidy drei Männer ab und rannte auf die große Schiebetür zu.

Schreiend machten die Frauen, die dem Kampf entsetzt zugesehen hatten, Platz.

Das Skelett hetzte durch die festlich geschmückte Halle, erreichte, ohne daß es aufgehalten wurde, die Ausgangstür.

Hinter sich hörte Paul Cassidy das Schreien der Verfolger.

Er lachte teuflisch. Die würden ihn niemals bekommen.

Mit einem Ruck riß er die Tür auf und rannte hinaus in die Nacht. Zum Glück hatte er sich gemerkt, in welcher Richtung der Parkplatz lag. Mit langen Schritten hetzte er darauf zu. Noch während des Laufens fuhren seine Knochenfinger in die Smokingtasche und rissen die Wagenschlüssel hervor, die ihm der Diener wiedergegeben hatte.

Eine Buschreihe schützte von drei Seiten den Parkplatz.

Paul Cassidy sprang darüber hinweg und landete auf dem Beton. Sein Wagen stand günstig, das sah er mit einem Blick.

Das Skelett hastete auf den Rolls zu, schob den schmalen Schlüssel ins Schloß, zog die Tür auf und warf sich hinter das Steuer. Automatik einstellen und Wagen anlassen war fast ein einziger Vorgang.

Einen Herzschlag später warfen die großen Scheinwerfer ihre Lichtbahnen in den Park.

Als Cassidy mit kreischenden Pneus startete, hielt er genau auf die aus dem Haus stürmenden Verfolger zu.

Einigen gelang es nur im letzten Augenblick, sich in Sicherheit zu bringen.

Über den gewundenen Weg fuhr Cassidy in Richtung Ausfahrt. Der Kies spritzte unter den Reifen weg, so hart riß er den Rolls oft in die Kurven.

Schon hatte er das Tor erreicht.

Es war offen.

Ein Livrierter tauchte im Scheinwerferlicht auf. Er hielt die Hände schützend vor das Gesicht, als der Wagen auf ihn zugerast kam.

Ein Verrückter! schoß es ihm noch durch den Kopf, da wurde er bereits von dem rechten Kotflügel gepackt, durch die Luft geschleudert und gegen das kleine Wärterhäuschen geworfen, wo er bewußtlos liegenblieb.

Während das Skelett in die stille Straße einbog, warf es einen Blick in den Rückspiegel.

Scheinwerfer leuchteten durch die Nacht. Man hatte also die Verfolgung aufgenommen.

Das Skelett lachte. Nie würden sie ihn kriegen. Aber gleichzeitig kam Paul Cassidy die Erkenntnis, daß er sich jetzt verstecken mußte.

Und das war das Problem.

Die Idee kam ihm nach einer Meile heißer Fahrt.

Seine Fabrik! Ja, ein idealeres Versteck gab es eigentlich nicht.

Paul Cassidy lachte wieder.

Warum war er nicht schon früher darauf gekommen? Sofort lenkte er seinen Wagen in die gewünschte Richtung.

***

Mehrere Frauen kümmerten sich um die bewußtlose Mary Cassidy und den ebenfalls schwer angeschlagenen Ober.

Während der Ober mit dem Rücken zur Wand saß und sich seinen schmerzenden Hals rieb, war Mary Cassidy immer noch nicht zu sich gekommen.

Die Frauen blickten sich ratlos an. Sie wußten nicht, was sie unternehmen sollten. Bisher waren sie, die sich zu den oberen Tausend der Londoner Gesellschaft zählten, nie mit derartigen Situationen konfrontiert worden.

Schließlich schob sich eine Küchenhilfe, eine energische etwa fünfzigjährige Frau, durch die ratlosen Ladys.

»Fassen Sie mal mit an«, sagte sie. »In der Bibliothek steht eine Liege.«

Drei Frauen trugen die Bewußtlose in den genannten Raum.

Vorsichtig legten sie Mary Cassidy auf die dicken Lederpolster.

»Ich hole einen nassen Umschlag und Riechsalz«, sagte die Küchenhilfe und verschwand.

Unterdessen hatte sich der Ober mit Hilfe von zwei Kollegen wieder aufgerappelt. Sein Atem ging immer noch pfeifend, und der Magen schien ihm im Hals zu hängen.

»Ein Skelett«, würgte er. »Es war ein Skelett, das mich fertigmachen wollte. Himmel, das gibt's doch nicht. Ich habe doch nicht geträumt, oder?«

Mit flackerndem Blick sah er seine beiden Kollegen an.

»Ich war nicht dabei«, sagte der eine. »Du – Ken?«

Ken nickte zögernd. Auch ihm stand der Schrecken im Gesicht geschrieben.

»Paddy hat recht«, bestätigte er, »es war ein Skelett.«

Seine Kollegen enthielten sich einer Antwort. Er wollte die beiden nicht verärgern.

»Und was sollen wir nun machen?« fragte Ken.

»Wir müssen Scotland Yard alarmieren«, erwiderte Paddy schwer atmend. »Das – das war ein Mordversuch.«

In diesem Augenblick kam die Küchenhilfe vorbei. Sie hatte die letzten Worte verstanden.

»Ihr braucht euch gar nicht zu bemühen. Ich habe schon den Yard alarmiert.«

»Hast du was von dem Skelett gesagt?« wollte Ken wissen.

»Hältst du mich für verkalkt? Denkst du, mir hätte man geglaubt? Das sollen Paddy und die Lady selbst sagen.«

»Wie geht's denn der Frau?« fragte Ken. »Ist sie…«

»Sie lebt. Sie ist nur bewußtlos.« Die Küchenhilfe sah auf die Riechsalzflasche in ihrer Hand. »Verflixt, ich muß ja zu ihr. Und ihr Blödmänner haltet mich auf.«

Die Beamten vom Yard kamen wenig später. Sie waren zu dritt, und man sah ihnen an, daß ihnen der Job verdammt nicht schmeckte. Zuerst nahmen sie den Ober in die Mangel.

Als der zuständige Inspektor – er hieß Bulmer – die Geschichte von dem Skelett hörte, wurde er sauer.

»Wollen Sie mich auf den Arm nehmen?« schnauzte er den Ober an.

»Nee, dazu sind Sie mir viel zu schwer. Aber was ich gesagt habe, dabei bleibe ich auch.«

Ehe Inspektor Bulmer einen Wutanfall kriegen konnte, brachten zwei Frauen Mary Cassidy. Sie hatte sich wieder ein wenig erholt, mußte allerdings noch gestützt werden.

Sie bestätigte die Angaben des Obers. Genau wie die anderen Gäste, die von der erfolglosen Verfolgung zurückkamen.

Aber auch das konnte Inspektor Bulmer nicht überzeugen. Er war erst vor kurzem von Manchester nach London versetzt worden und galt unter Kollegen als ziemlich aggressiv.

Energisch wischte er mit der Hand durch die Luft. »Da wird sich jemand einen Scherz erlaubt haben. Es gibt doch so eng anliegende Anzüge, auf die ein Skelett gepinselt ist, zu kaufen. Außerdem gibt es Gummitotenköpfe, die aussehen, als wären sie echt. Das wird es gewesen sein.«

»Nein!« widersprach der Ober mit fester Stimme. »Das Skelett war echt!«

Inspektor Bulmer wußte, daß auf dieser Party einflußreiche Leute versammelt waren, deshalb hielt er sich zurück. Aber seine Augen redeten eine deutliche Sprache.

Schließlich schob sich ein weißhaariger Mann durch die Reihe der Gäste. Dicht vor dem Inspektor blieb er stehen.

»Ich möchte mich ja nicht in Ihre Angelegenheiten mischen, Inspektor, aber sie sollten die Worte nicht auf die leichte Schulter nehmen. Es gibt mehr Dinge im Leben, als wir mit unserem kleinen Verstand begreifen können. Ich hatte einen guten Freund, einen gewissen Gerald Hopkins. Dieser Mann ist auch mit einer unheimlichen Situation konfrontiert worden. Er hat sogar damals sein Leben lassen müssen. Und einer Ihrer Kollegen, Inspektor, hatte den Fall aufgeklärt. Es ist allerdings schon ein Jahr her.«

»Und wie heißt mein Kollege?« fragte Bulmer bissig.

Der Weißhaarige lächelte schmal. »Dieser Name müßte Ihnen eigentlich ein Begriff sein. Es ist Inspektor Sinclair, auch der Geisterjäger genannt…«

***

Die Spielzeugfabrik lag im Grünen. Zwei große Aluminiumhallen beherbergten die Produktionsanlagen. Ein flaches einstöckiges

Gebäude war für die Büros vorgesehen.
Um das gesamte Gebäude zog sich ein Zaun, der im oberen Drittel durch Stacheldraht gesichert war.
Als Eingang diente ein Schiebetor, das der Portier von seinem kleinen Häuschen aus in Bewegung setzten konnte, wenn es mal tagsüber geschlossen war.
Man konnte es aber auch mit einem Schlüssel aufschließen.
Und Paul Cassidy besaß solch einen Schlüssel. Schließlich war er der Eigentümer dieser Fabrik.
Über die Hampstead Road erreichte Cassidy Camden Town, den Ort, in dem seine Fabrik lag.
Das Skelett hinter dem Steuer fiel immer wieder in teuflisches Lachen. Niemand hatte bisher bemerkt, von wem der Rolls gefahren wurde. Einmal hätte er fast angehalten, als ein Mädchen am Straßenrand gestanden hatte und mitgenommen werden wollte.
Doch die Fluchtgedanken überwogen die Gier nach Mord.
Endlich tauchte das Fabrikgelände vor ihm auf. Schon huschten die Scheinwerferfinger über den Zaun und blieben schließlich an dem grüngestrichenen Tor hängen.
Das Skelett stieg aus.
Während es den Schlüssel in das Schloß steckte, dachte es an den Nachtwächter. Sollte er etwas bemerken, hatte er Pech gehabt.
Paul Cassidy schob das Tor auf. Es gab kaum ein Geräusch. Es hatte sich gelohnt, hier etwas zu investieren.
Die sich direkt hinter dem Tor befindliche Portierloge war unbesetzt. Demnach mußte der Nachtwächter unterwegs sein.
Ohne Licht fuhr Paul Cassidy auf das Fabrikgelände. Der Motor des Rolls schnurrte leise wie eine zufriedene Katze und war kaum zu hören.
Cassidy stellte den Wagen neben dem flachen Bürogebäude ab. Er verschloß ihn sorgfältig und machte sich auf den Weg zu einer der Hallen. Hier wollte er sich verstecken.
Die Hallen waren über hundert Yards lang. Es gab ein großes Eingangstor und einen kleineren Notausgang.
Darauf spekulierte Paul Cassidy.
Die Tür ließ sich sowohl von außen als auch von innen öffnen. Nach fünf Sekunden stand Paul Cassidy im Innern der Fabrikhalle. Jetzt erst schaltete er die Taschenlampe ein, die er aus dem Handschuhfach mitgenommen hatte.
Er deckte den Strahl mit der Hand ab. Das Licht reichte gerade aus, um den nächsten Schritt unbesorgt machen zu können.
Paul Cassidy wollte sich soeben in Bewegung setzen, als er das Quietschen des großen Tores vernahm.
Der Nachtwächter!

Er war bei seiner allnächtlichen Runde.

Das Skelett ging hinter einem Stapel Kartons in Deckung. Vorsichtig peilte es durch einen großgeratenen Schlitz zwischen den Kartons in die Halle.

Fließbänder, Tische, Werkbänke und kleinere Maschinen gerieten in sein Blickfeld. Nur den Nachtwächter sah er nicht.

Dafür hörte er seine Schritte. Sie waren zwar noch ziemlich weit weg, aber doch deutlich zu vernehmen.

Paul Cassidy wußte, der Nachtwächter war eine gewissenhafte Person. Er würde auch hinter den Kisten nachsehen.

Cassidy faßte die schwere Taschenlampe fester. Er hatte vor, sie dem Mann über den Schädel zu schlagen.

Daß der arme Mann mehrere Kinder hatte, daran dachte das Skelett nicht.

Paul Cassidy hörte, wie der Nachtwächter ein Liedchen pfiff. Anscheinend hatte er gute Laune.

Das Skelett blickte auf die Taschenlampe. Die gute Laune würde ihm bald vergehen.

Das Skelett zog sich etwas zurück. Es brauchte mehr Bewegungsfreiheit, um besser ausholen zu können.

Langsam hob es den knöchernen Arm.

Im gleichen Augenblick bog der Nachtwächter um den Kartonstapel.

Die lustige Melodie wurde ihm von den Lippen gerissen, als er das unheimliche Monstrum vor sich sah.

Im gleichen Moment sauste die schwere Taschenlampe herunter, zielte auf die Schläfe des Mannes.

Vielleicht war es Instinkt, vielleicht auch nur der reine Selbsterhaltungstrieb, der den Nachtwächter dazu zwang, sich gegen den Stapel zu werfen.

Der mörderische Schlag verfehlte ihn um Haaresbreite. Der Kartonstapel wankte und fiel dem Skelett entgegen.

Für Sekunden hatte Paul Cassidy mit den fallenden Kartons zu tun.

Diese Zeitspanne reichte dem Nachtwächter.

Auf dem Absatz machte er kehrt und rannte so schnell es ging den langen Mittelgang entlang. Er hatte noch gar nicht richtig verdaut, was er dort gesehen hatte. Ihm war nur eins klar: Er mußte die Polizei alarmieren.

Das Telefon befand sich im Pförtnerhaus.

Der Nachtwächter riß die Eingangstür der Halle auf. Dadurch verlor er wertvolle Sekunden. Als er einen kurzen Blick zurückwarf, sah er, daß das Skelett die Verfolgung aufgenommen hatte.

Der Nachtwächter war nicht mehr der Jüngste. So schnell ihn seine Beine tragen konnten, lief er über das freie Gelände dem kleinen Häuschen zu.

Das Skelett holte auf. Der Satan selbst trieb den Unheimlichen an.

Die Schritte des Nachtwächters wurden schwerfälliger. Sein Atem ging rasselnd.

Endlich tauchte das Haus vor ihm auf.

Im Laufen zog der Nachtwächter den Türschlüssel hervor. Fast wäre er gegen die Tür geprallt, soviel Schwung hatte er noch.

Zum Glück gelang es ihm, das Schlüsselloch schon beim ersten Versuch zu finden.

Der Nachtwächter warf sich förmlich in das Pförtnerhaus. Er knallte die Tür hinter sich zu und schloß ab.

Durch die großen Scheiben konnte er das Skelett herankommen sehen. Der Schädel leuchtete in der Dunkelheit leicht rötlich.

Der Nachtwächter knipste das Licht an und wählte mit fliegenden Fingern die Notrufnummer.

Es schien ihm eine Ewigkeit zu dauern, bis auf der anderen Seite abgehoben wurde.

»Polizeistation Camden«, hörte er eine Stimme, die leicht verschlafen klang.

»Hier ist der Nachtwächter der Cassidy-Spielzeugfabrik. Bitte kommen Sie…«

In diesem Augenblick zerschlug das Skelett die große Frontscheibe des Portierhäuschens.

Klirrend und krachend fielen unzählige Splitter in den kleinen Raum.

Der Nachtwächter ließ vor Schreck den Hörer fallen. Seine Augen weiteten sich entsetzt.

»Hallo, hallo, so melden Sie sich doch«, quäkte es aus dem Hörer, der an seiner Schnur neben dem Tisch hin und her schwang.

Der Nachtwächter gab keine Antwort. Er stand mit dem Rücken gegen die Wand gepreßt und hatte beide Arme abwehrend ausgestreckt.

Das Skelett stieg in das Portierhaus. Es tat dies mit langsamen Bewegungen.

Der Nachtwächter war durch das Grauen halb gelähmt. Er begriff nicht, was seine Augen sahen.

Die Knochenfinger packten den herabbaumelnden Hörer und legten ihn auf die Gabel.

Das Rufen des Polizisten verstummte.

Jetzt hatte auch der Nachtwächter seinen Schrecken überwunden. Die Todesangst verlieh ihm eine Kraft die er sonst nie in sich gespürt hatte.

Mit beiden Händen packte er die Lehne eines Stuhles, schwang das Möbelstück hoch über seinen Kopf und ließ es auf den Schädel des Skeletts krachen.

Die Wucht, mit der der Schlag geführt worden war, fegte den

Unheimlichen zurück. Er krachte bis gegen die Wand und riß einen kleinen Beistelltisch mit um.

Flucht! Das war der einzige Gedanke des Nachtwächters.

Mit einem verzweifelten Sprung hechtete er durch die zersprungene Scheibe. Feststehende Glassplitter rissen ihm die Uniformjacke an der Seite auf, drangen in sein Fleisch.

Er achtete nicht darauf, spürte nicht einmal das Brennen, das die Wunden verursachten.

Das kalte Grauen beschleunigte seine Schritte. Der Nachtwächter rannte auf die ihm am nächsten liegende Halle zu. Er wußte, daß jede Halle an der Außenwand eine Leiter besaß, über die man auf das Dach klettern konnte. Hier war dann eine Luke angebracht, durch die man auch in die Halle kam. Es war sozusagen ein Notausstieg, und der Nachtwächter hoffte auch, daß bis dahin die Polizei erschienen war.

Seine Finger klammerten sich um die kalten Sprossen der Leiter, Sprosse für Sprosse kletterte er nach oben. Er hatte noch keinen Blick zurückgeworfen, doch als er jetzt über seine Schulter sah, erkannte er, daß das Skelett ebenfalls die Leiter erreicht hatte und mit schnellen Bewegungen hinaufkletterte.

Die Panik drohte den armen Mann bald aufzufressen. Er hatte sich selbst in eine Rattenfalle manövriert, hatte die Schnelligkeit des Skeletts unterschätzt.

Der Nachtwächter erreichte mit fliegendem Atem den Dachrand und ließ sich kurzerhand auf das Dach rollen.

Er hatte kaum noch die Kraft, auf die Beine zu kommen. Unendlich mühsam quälte er sich hoch.

In seinem Rücken hörte er die Geräusche, die das Skelett verursachte, als es die Leiter hochstieg.

Das trieb den Nachtwächter wieder voran.

Er wußte, wo sich die Klappe befand.

Mit taumelnden Schritten lief er auf die Stelle zu, sah den großen Haken, an dem man die Klappe hochziehen konnte.

Der Nachtwächter warf sich auf die Knie, packte den Griff mit beiden Händen, zog daran – und fiel schreiend nach vorn.

Die Klappe war zu.

Im gleichen Augenblick betrat Paul Cassidy das Dach.

Das Skelett sah sich um. Der Totenschädel ruckte nach rechts und links.

Da hatte es sein Opfer erspäht.

Ein grausames Lachen entrang sich dem Mund des Skeletts. Es brauchte sich nicht mehr zu beeilen. Der Mann war ihm sicher.

Gemächlich fast ging es auf den Nachtwächter zu, der in seiner ohnmächtigen Verzweiflung noch immer an dem Griff rüttelte.

Schließlich sah er ein, daß dies keinen Sinn hatte. Er quälte sich

hoch, drehte sich um und sah dem Skelett entgegen.

Der Rückzug zur Leiter war ihm abgeschnitten.

Ihm blieb nur noch der Kampf.

Der Nachtwächter wußte genau, daß er dem Unheimlichen unterlegen war, daß seine Kräfte nicht reichen würden, gegen diese Ausgeburt der Hölle zu bestehen.

Trotzdem versuchte er es und griff an.

Seine Fäuste fuhren gegen den Knochenschädel. Der Nachtwächter hatte das Gefühl, gegen Beton geschlagen zu haben. Die Haut über den Handknöcheln platzte auf.

Dann traf ihn die Knochenfaust mit mörderischer Wucht.

Der Nachtwächter flog zurück, fiel auf den Rücken und knallte mit dem Kopf gegen das harte Metall.

Für eine Sekunde schien in seinem Schädel – ein Feuerwerk zu explodieren. Er verlor die Übersicht.

Da war das Skelett über ihm. Mit einem Ruck zog es den Nachtwächter hoch.

Der Mann sah den gräßlichen Totenschädel dicht vor sich, die Klauenhände näherten sich seinem Hals.

In einer letzten, verzweifelten Anstrengung warf der Mann sich herum. Der Stoff seiner Uniformjacke riß über der Brust auf. Der Nachtwächter kam frei, torkelte zur Seite.

Doch genau in einen zweiten Schlag hinein, der von einem teuflischen Lachen begleitet wurde.

Der Nachtwächter flog bis zum Dachrand, drehte sich ein paarmal um die eigene Achse und hörte plötzlich im Unterbewußtsein das Jaulen einer Polizeisirene.

Du bist gerettet, schoß es ihm durch den Kopf.

Doch ehe er diesen Gedanken beenden konnte, wurde er hochgerissen und durch die Luft gewirbelt.

Die Halle war etwas über neun Yards hoch. Einen Sturz aus dieser Höhe überlebte kaum jemand.

Der Schrei des Nachtwächters endete wie abgeschnitten, als der Körper auf den harten Betonboden krachte. Der Mann spürte noch einen mörderischen Schmerz durch seine Brust flammen und dann nichts mehr.

Das Skelett hatte gesiegt. Der Nachtwächter war tot.

Für einen kurzen Moment lugte der Mond hinter den dicken Wolken hervor und goß sein bleiches Licht über die Erde.

Dicht vor dem Dachrand stand das Skelett. Das Jaulen der Polizeisirene war lauter geworden. Das Geräusch schien das Skelett nicht zu stören.

Im Gegenteil. Ein teuflisches Lachen gellte weit in die Nacht.

Und das Mondlicht beleuchtete mit seinem silbernen Schein die

bleichen Knochen des Schädels.

Diese Nacht wurde zum Triumph der Hölle…

***

Das kleine Gartenhäuschen diente schon seit einigen Monaten als Liebesnest.

Die Laube lag inmitten eines Schrebergartengebiets, das aber nicht mehr gepflegt wurde, da die Stadt London das Gelände aufgekauft hatte, um dort einen Wohnblock zu errichten. Das Areal war jetzt natürlich eine Hochburg für Penner, die jeden Tag beteten, die Stadt möge ihr Bauvorhaben noch um einige Jahre zurückstellen, damit sie ein gutes Leben hatten. Vor allen Dingen im Winter.

Die bewußte Laube wurde zur Zeit von der Prostituierten Lorna Grey bewohnt. Die dreißigjährige rotgefärbte Strichbiene war aus dem Bordell herausgeflogen, weil sie einen Kunden bestohlen hatte. Durch Zufall hatte sie die Laube entdeckt und wohnlich eingerichtet. Das heißt, eigentlich stand nur ein großes Bett darin. Mit den Pennern hatte sie einen Vertrag geschlossen, damit sie bei ihrer »Arbeit« nicht gestört wurde.

In dieser Nacht hatte sie keinen Kunden auftreiben können. Sie war mit ihrem kleinen Fiat durch halb London kutschiert, doch niemand hatte angebissen.

Ziemlich sauer war Lorna nach Mitternacht in ihre Laube zurückgekehrt und hatte sich erst einmal einen Kaffee aufgebrüht, der so stark war, daß der berühmte Löffel fast darin steckenblieb.

Lorna setzte sich auf die Bettkante und trank den Kaffee in kleinen Schlucken. Dabei rauchte sie eine filterlose französische Zigarette.

Der Heizstrahler gab genügend Wärme ab, um es auch ohne Kleidung in der Laube aushalten zu können.

Lorna trug allerdings noch ihre Berufskleidung. Minirock knapp über das Gesäß reichend und einen ärmellosen Pullover, der ihre durch Spritzen hochgepäppelten Brüste voll zur Geltung brachte.

Draußen und in der kleinen Laube war es still. Die Stille in der Laube wurde allerdings manchmal durch Lornas Schlürfen unterbrochen. Sie mußte vorsichtig trinken, damit sie sich nicht die Lippen verbrannte. Und das war schädlich fürs Geschäft.

Schließlich stellte Lorna die Tasse weg und warf sich so wie sie war, rücklings aufs Bett.

Sie zündete sich noch eine Zigarette an und rauchte gedankenverloren. Dabei starrte sie gegen die mit dicken Flecken übersäte Decke.

Plötzlich hörte sie ein Geräusch!

Sofort sprang Lorna auf. Das Geräusch war von draußen gekommen und hatte sich angehört, als knackten Zweige.

Wahrscheinlich wieder einer dieser Penner, die mich nackt sehen wollen, dachte Lorna.

Sie schob die Gardine vor dem kleinen Fenster zur Seite und peilte in die Dunkelheit.

Zu sehen war nichts. Auch als sie im Innern der Laube das Licht ausknipste.

Lorna Grey wußte nicht, daß ein zweites Skelett unterwegs war und durch die Schrebergartenanlagen schlich.

Das leichte Mädchen streifte den Pulli über den Kopf und zog ihren Rock aus. Drunter trug sie nur noch einen Slip, dessen Gummi vom häufigen Abstreifen schon ausgeleiert war.

Lorna knallte sich wieder auf das Bett und rollte sich in die Decken.

Sie war kurz vor dem Einschlafen, da hörte sie abermals das komische Geräusch.

»Also, jetzt reicht's mir aber«, rief Lorna, sprang auf, schlüpfte in ihren Bademantel und eilte zum Fenster.

Wütend zog sie es auf.

»Welcher Hurenbock ist denn so scharf?« rief sie. »Bei mir kostet es immer noch ein Pfund, und ich bin… Ahhh…«

Lornas Schimpfen endete in einem gräßlichen Schrei.

Zwei Knochenhände umklammerten plötzlich ihren Hals und zogen sie brutal durch das Fenster.

Die Öffnung war zwar klein, aber trotzdem schaffte das Skelett es, die Dirne da hindurchzuziehen.

Der Bademantel ging in Fetzen. Haut platzte auf.

Dann lag Lorna vor der Laube auf dem Boden. Das Skelett drückte noch weiter zu, obwohl das Mädchen schon tot war.

Dann schlug sich die unheimliche Erscheinung in die Büsche.

Zehn Minuten geschah nichts. Nach wie vor lag die Tote unter dem offenen Fenster.

Doch plötzlich wurden die Zweige eines Busches zur Seite gebogen. Das unrasierte Wermutsgesicht eines Penners tauchte auf. Arme und Körper folgten.

Der Penner trug einen alten Mantel und ein am Hals offenstehendes Hemd. Seine Augen blickten entsetzt auf die Leiche. Vorsichtig näherte sich der Penner der Toten. Er fühlte nach Puls- und Herzschlag.

Da war nichts mehr zu machen.

Der Landstreicher überlegte. Sollte er die Tote wegschaffen und verstecken? Aber irgendwann würde die Polizei sie finden, Nachforschungen anstellen und dann fanden sie bestimmt die Spur zu diesem Schrebergarten.

Nein, es war besser, wenn er die Polizei informierte.

Der Penner hatte genau beobachtet, was vorgefallen war. Er hatte

das Skelett gesehen und sich aus Angst verkrochen. Aber würden die Bullen ihm glauben?

Trotzdem, wenn er jetzt anrief, konnte er sich vielleicht eine gute Nummer bei der Polizei verschaffen. Die hatte er nämlich nötig.

Der Penner schlug sich wieder in die Büsche. Er mußte ungefähr zwei Meilen laufen, bis er an eine Telefonzelle kam. Ein paar Münzen klimperten zum Glück noch in seiner Tasche. Die mußten ihm die Bullen ersetzen.

Nach einer halben Stunde erreichte der Penner die Zelle. Er war immer in Deckung der Büsche geblieben, aus Angst, das Skelett könnte ihn sehen.

Die Nummer der Polizei stand groß angeschlagen.

Der Penner wählte bedächtig. Es war das erstemal, daß er die Bullen anrief.

Nach zweimaligem Tuten wurde abgenommen. Der Penner schluckte erst dreimal, ehe er seinen Bericht durchgab.

Das Gespräch dauerte drei Minuten. Zum Schluß sagte der Beamte: »Wenn Sie uns belogen haben, mein Freund, können Sie sich auf was gefaßt machen. Und die Sache mit dem Skelett schlagen Sie sich mal aus dem Kopf.«

Der Penner lachte. Wenn die wüßten…

***

Urlaub im November!

So etwas konnte einem auch nur beim Yard passieren. Aber was soll's. John Sinclair hatte seine Koffer gepackt und war für vierzehn Tage nach Acapulco geflogen. Dort sollte es ja angeblich die besten Mädchen der Welt geben. Aber nicht nur angeblich, wie John sich überzeugen konnte.

Natürlich hatte er sich auch mit Geistern herumgeschlagen. Allerdings mit Weingeistern, und das nicht zu knapp. Trotz dickem Kopf und Blei in den Knochen waren John die Weingeister wesentlich sympathischer.

Und noch etwas hatte John gefallen. Er war nicht aus dem Urlaub zurückgeholt worden, wie es schon mal passiert war. So hatte er die vierzehn Tage ungestört genießen können. Und das zu Recht. Der Fall mit den Unsichtbaren hatte ihm auch allerlei abverlangt.

John Sinclair war das As beim Yard. Normale Kriminalfälle gingen ihn nichts an. Sein Einsatz kam immer dann, wenn übernatürliche Kräfte mit im Spiel waren. Und damit hatte der Inspektor verdammt oft zu tun. Manchmal war es nur haarscharf an seinem eigenen Leben vorbeigegangen. John dachte ab und zu daran, daß seine Glückssträhne irgendwann mal ein Ende haben würde – und dann…

John Sinclair war knapp über dreißig, ziemlich groß, hatte blondes

Haar und stahlblaue Augen. Er war überzeugter Junggeselle und hatte praktisch nur ein Hobby: seinen Beruf.

Momentan lag John Sinclair im Bett und schlief den Schlaf des Gerechten. Der Rückflug war kein Vergnügen gewesen, und auch der regnerische Empfang in London hatte nicht gerade dazu beigetragen, seine Kondition zu verbessern.

John hatte sich vom Flughafen direkt zu seiner Wohnung bringen lassen, in einem Restaurant noch eine Kleinigkeit gegessen und war dann gegen einundzwanzig Uhr in die Falle gehüpft.

Als das Telefon schrillte, hatte er das Gefühl, erst wenige Minuten geschlafen zu haben.

Zuerst wollte John gar nicht drangehen, doch schließlich siegte sein Pflichtgefühl.

Nach dreimaligem Tasten fand er den Hörer.

»Bin nicht zu Hause. Ich habe noch Urlaub«, sagte er zur Begrüßung.

»Machen Sie keinen Wind, Inspektor. Die Sache ist ernst. Verdammt ernst.«

John stöhnte auf. Superintendant Powell war der Anrufer. Er hätte es sich auch denken können. Wann ließ ihn sein direkter Vorgesetzter schon mal in Ruhe.

»Ich höre, großer Meister«, sagte John und schwang sich schon halb aus dem Bett.

»Folgende Sachlage, Inspektor. Ich erhielt soeben einen Anruf unserer Bereitschaftsabteilung. Ein gewisser Sir Humphry Cunningham hat sich dort gemeldet. Ich hoffe, der Name ist Ihnen ein Begriff, Inspektor.«

»Aber sicher doch.«

Der Stahlknacker, dachte John.

»Sir Humphry Cunningham hatte heute abend eine Gesellschaft gegeben.«

»Gestern abend«, sagte John und warf einen Blick auf die Uhr.

»Wie meinen Sie? Ach so, sicher, gestern abend. Aber unterbrechen Sie mich nicht immer, Inspektor. Also hören Sie zu. Während dieser Party hat sich einer der Gäste in ein Skelett verwandelt.«

»Der wird sich einen Scherz erlaubt haben«, meinte John.

»Nein. Wir haben Zeugen.«

John fuhr sich mit der Hand durch sein kurzgeschnittenes Haar. »Und was soll ich dabei tun?«

Ein Schnaufen, das an das Atmen eines Walrosses erinnerte, drang durch die Leitung.

»Was Sie da sollen, Inspektor? Sich um den Fall kümmern, zum Teufel. Es sind prominente Leute mit hineingezogen worden. Der Fall kann ungeahnte Kreise ziehen. Machen Sie sich…«

»Kommen Sie auch hin?« unterbrach John den Superintendenten.

»Nein.«
»Dann wünsche ich Ihnen eine angenehme Nachtruhe, Sir. Wenn Sie mir jetzt die Adresse geben würden?«
John bekam sie Zehn Minuten später war er schon wieder angezogen, fuhr in die Tiefgarage und holte seinen Bentley aus der Box.
Die Nacht war kalt und feucht. Der Asphalt glänzte regennaß. John schaltete die Heizung und das Gebläse ein. Er ärgerte sich, daß er den Mantel zu Hause gelassen hatte.
John fuhr zügig und hatte bald die stille Seitenstraße im Vorort Kensington erreicht. Als der Bentley auf das Grundstück bog, mußte er einem Krankenwagen ausweichen, der ebenfalls durch die Ausfahrt wollte.
Der Inspektor fuhr bis vor das Portal und parkte dort, wo schon zwei Wagen standen. An den Antennen erkannte John Polizeifahrzeuge.
Die große Eingangstür war nicht verschlossen. John betrat eine elegant eingerichtete Diele und sah durch eine offenstehende Flügeltür in den Saal, in dem die Menschen in Gruppen zusammenstanden und erregt diskutierten.
John erkannte seine Kollegen schon auf den ersten Blick. Sie trugen als einzige normale Straßenanzüge und sahen ansonsten ziemlich sauer aus. Und daß Inspektor Bulmer die Untersuchung leitete, schmeckte John auch nicht. Er hatte genug über Bulmer gehört.
John hatte gerade einige Schritte getan, als man ihn entdeckte. »Sie müssen Inspektor Sinclair sein«, rief ein weißhaariger Mann und kam schnell auf John zu.
»In Lebensgröße«, erwiderte der Inspektor und grinste.
Der Weißhaarige war so nervös, daß er sogar vergaß, sich vorzustellen.
»Inspektor, ich habe Sir Cunningham dazu geraten, sich mit Superintendent Powell in Verbindung zu setzen. Schließlich sind die beiden gut miteinander bekannt. Außerdem kenne ich von früher her Gerald Hopkins, der ja damals…«
John winkte ab. »Das ist ja alles schön und gut, aber was hat das mit dem Fall zu tun? Was ist überhaupt vorgefallen?«
»Ich glaube, das kann ich Ihnen besser sagen, lieber Kollege«, sagte neben ihm eine Stimme.
John Sinclair drehte den Kopf. Inspektor Bulmer stand neben ihm. Er hatte die Hände in beiden Hosentaschen vergraben, und zwischen seinen Lippen klebte eine kalte Zigarre.
»Bulmer«, stellte er sich vor.
»Meinen Namen kennen Sie ja schon.«
Bulmer nickte. Dann kam er zur Sache. »Eigentlich hätten Sie im Bett bleiben können, Sinclair. Was hier gespielt wird, ist nichts weiter als ein übler Scherz. Ein Skelett ist aufgetaucht, um es mal mit einen Satz

zu sagen. Ich meine, jemand hat sich verkleidet, den Leuten Angst eingejagt und ist dann verschwunden.«

John nickte. »Das ist Ihre Meinung, werter Kollege. Nun darf ich mal einige Fragen stellen. Wie heißt dieser angeblich Verkleidete?«

»Paul Cassidy.«

»Schön.« John Sinclair zündete sich eine Zigarette an. »Paul Cassidy ist also Amok gelaufen. Wen hat er angegriffen?«

»Seine Frau und einen Ober oder Diener«, erwiderte Inspektor Bulmer. Man sah ihm an, daß er auf John sauer war, weil dieser anscheinend eine andere Meinung vertrat.

»Und danach ist Paul Cassidy geflohen. Womit?«

»Mit seinem eigenen Wagen«, erwiderte Bulmer. »Wir haben natürlich eine Fahndung eingeleitet. Bis jetzt allerdings ohne Erfolg.«

»Wen hat man da vorhin mit dem Krankenwagen weggefahren?« wollte John wissen.

»Einen Torwärter. Er ist von Cassidy angefahren worden.«

»Schwer verletzt?«

»Es geht.«

John blickte sich um. »Darf ich wohl mal mit dem Ober sprechen, der von dem Skelett angegriffen worden ist?«

Zehn Minuten lang fragte John den guten Mann aus. Der Ober blieb bei seiner Meinung, daß er von einem Skelett angefallen worden war.

»Ich sage Ihnen nochmals, Inspektor. Der Kerl hatte keine Gummimaske auf. Das war ein echter Totenschädel. Ich konnte sogar noch einige Hautfetzen sehen, die an seinen Knochen herunterhingen. Nee, danke. Mir reicht es. Und wenn die Frau nicht geschrien hätte, das Monster hätte mich glatt erwürgt. Hier, sehen Sie meinen Hals, Inspektor.«

Er knöpfte sich das Hemd auf und zeigte mit beiden Händen auf die Abdrücke.

John sah sie sich sehr genau an. Er hatte schon viele Würgemale gesehen, aber eins war sicher: Diese stammten auf keinen Fall von normalen Händen.

»Ist schon gut«, sagte John Sinclair.

»Und was gedenken Sie zu unternehmen, Sinclair?« erkundigte sich Bulmer lauernd.

John lächelte verschmitzt. »Weiterfragen. Und zwar Mrs. Mary Cassidy.«

»Da werden Sie kein Glück haben. Die Lady fühlt sich indisponiert.«

»Das macht nichts.« John drückte seine Zigarette, die inzwischen verglimmt war, in einem kristallenen Ascher richtig aus. Dann grinste er Bulmer entwaffnend an. »Wetten, daß die Lady für mich Zeit hat?«

Ehe Bulmer eine Antwort geben konnte, kam ein Diener angelaufen. »Inspektor, Telefon für Sie.«

John warf Bulmer einen bedauernden Blick zu und ging mit schnellen Schritten zu dem Apparat, der auf einer kleinen Kommode stand. John konnte noch nicht ahnen, daß dieser Anruf eine Kettenreaktion auslösen würde…

***

Der Streifenwagen näherte sich mit heulender Sirene der Spielzeugfabrik. Die beiden Beamten waren voll konzentriert. Sie wußten, daß der Anruf keine Finte gewesen war. Nicht bei Ed Fisher, dem Nachtwächter.

»Hoffentlich erwischen wir den oder die Kerle noch«, meinte der Fahrer, ein baumlanger Kerl mit blondem Igelschnitt. Der zweite Mann erwiderte nichts. Er war erst zwanzig Jahre alt und noch relativ unerfahren. Die heutige Streifenfahrt war erst sein dritter Einsatz.

Das Fabriktor tauchte auf. Es war zurückgeschoben.

Korporal Dean Helm pfiff durch die Zähne. »Teufel, das ist verdächtig.«

Mit kreischenden Pneus jagte Helm den Wagen auf das Gelände. Neben der Portiersloge kam er zum Stehen.

Beide Beamten sprangen hinaus.

Ihre Taschenlampen blitzten auf.

Sie sahen die Bescherung mit einem Blick. Die eine Glaswand der Loge war völlig zerstört. Die Glassplitter lagen überall herum.

»Wenn ich nur wüßte, wo Ed Fisher ist«, murmelte Dean Helm.

»Vielleicht in einer der Hallen«, vermutete sein Kollege.

»Sehen wir nach.«

Die beiden Polizisten liefen mit zügigen Schritten über das Gelände.

Plötzlich blieb Dean Helm stehen. »Wem gehört wohl der Wagen?« Er zeigte mit der Rechten auf den Rolls Royce.

Sein junger Kollege zuckte die Achseln. Er war inzwischen einige Schritte weitergegangen und ließ den starken Schein seiner Taschenlampe kreisen.

»Verdammt, da liegt einer«, rief er plötzlich.

Dean Helm kreiselte herum. »Wo?«

Jetzt sah er auch den dunklen Gegenstand, der von dem Schein der Lampe gerade gestreift wurde. Man konnte erkennen, daß es die Umrisse eines menschlichen Körpers waren.

Die Beamten liefen los.

Dean Helm beugte sich über den Leblosen. Vorsichtig drehte er ihn auf den Rücken.

»Ja«, sagte er leise. »Es ist Ed Fisher, der Nachtwächter.«

Dean Helm richtete sich auf. Er sah seinen Kollegen an, der dastand und die Lippen zusammengepreßt hatte.

»Er muß vom Dach gefallen sein«, sagte Dean Helm mit rauher

Stimme.

»Es kann ihn aber auch jemand hinuntergestoßen haben«, meinte sein Kollege.

»Möglich. Wir wollen vorsichtshalber die Mordkommission alarmieren. Wenn ich nur wüßte, welch ein Schwein so einen alten Mann umbringt. Ed hat in seinem ganzen Leben nie einer Fliege etwas zuleide getan. Und jetzt dies. Na, den werden wir auch noch erwischen.«

Dean Helm machte auf dem Absatz kehrt und ging zu dem Streifenwagen zurück. Der jüngere Kollege folgte ihm langsam. Er hatte diesen Anblick des zerschmetterten Körpers immer noch nicht überwunden.

Dean Helm hatte schon fast den Streifenwagen erreicht, als Eric Jenkins – so hieß der junge Polizeibeamte – sich ebenfalls den Rolls Royce ansah. Zufällig warf er auch einen Blick auf die Nummernschilder.

Plötzlich zuckte er zusammen.

Verflixt, die Nummer kannte er doch. Sie war erst vor einer knappen Stunde von der Zentrale durchgegeben worden. Eine dringende Fahndung. Bestand etwa ein Zusammenhang zwischen der Fahndung und dem Mord an dem Nachtwächter?

Eric Jenkins rannte. Mit hastigen Worten berichtete er Korporal Dean Helm von seiner Entdeckung.

Der schaltete sofort, und verlangte eine Verbindung mit der Scotland-Yard-Zentrale. Er wußte, daß in diesem Fall ein gewisser Inspektor Bulmer oder aber Inspektor Sinclair informiert werden sollte.

Zwei Minuten später hatte Korporal Dean Helm seine Meldung durchgegeben. Er hatte gerade den Hörer wieder aufgelegt, als ihn die Stimme seines Kollegen herumfahren ließ.

»Da, sehen Sie doch, Korporal. Auf dem Dach der Halle.«

Korporal Helm wandte den Kopf. Seine Augen weiteten sich. Sein Verstand begriff nicht, was sich in seinem Blickfeld abspielte.

Auf dem Hallendach stand ein Skelett!

Das bleiche Mondlicht ließ die Knochen silbern aufleuchten.

Dean Helm schluckte. Er wischte sich über die Augen, dachte an ein Trugbild.

Das Skelett blieb. Es hob sogar den Arm und deutete in die Richtung der beiden Beamten.

Dann klang ein grausiges Gelächter auf, das weit über das Land hallte und aus der Hölle selbst zu kommen schien.

Dean Helm und Eric Jenkins sahen sich an. Sie konnten beide nicht verhindern, daß ihnen eine Gänsehaut über den Rücken lief.

***

Die Reifen kreischten, als der Streifenwagen vor der Telefonzelle stoppte.

Sergeant Mulligan riß die Tür auf und sprang nach draußen.

Der Penner stand im Schatten der Zelle. Zögernd ging er jetzt auf den breitschultrigen Polizisten zu.

»Wo liegt die Tote?« schnauzte Mulligan.

Der Penner zog die Nase hoch. »Nicht hier. Drüben in den Anlagen.« Er zeigte mit der Hand über die Schulter des Polizisten.

»Okay«, sagte Mulligan. »Dann fahren wir hin. Steigen Sie ein, mein Freund.«

Der Penner schüttelte den Kopf. »Das geht nicht. Wir müssen laufen. Die Wege sind zu schmal.«

Mulligan verzog das Gesicht. Er war in seiner langen Dienstzeit ziemlich bequem geworden. Mit einem Kopfnicken wandte er sich an seinen noch im Streifenwagen sitzenden Kollegen.

»Warten Sie hier solange.«

Der Sergeant und der Penner stampften los. Die schmalen Wege waren mit Unkraut überwuchert, und man mußte aufpassen, daß man nicht ausrutschte. Nasse Zweige streiften die Gesichter der Männer. Dem Landstreicher machte das nichts aus. Der Sergeant fluchte erbärmlich.

»Also wenn Sie mich angelogen haben, stecke ich Sie für ein Jahr hinter Gitter«, schnaufte der Polizist.

»Nein, nein, Officer, es stimmt alles.«

»Wir werden ja sehen«, erwiderte der Uniformierte keuchend.

Nach fünfzehn Minuten hatten sie die Laube erreicht. Die Tote lag noch immer an der gleichen Stelle.

Der Sergeant zog eine Taschenlampe hervor und leuchtete die Leiche ab. Er umkreiste sie langsam.

»Kein Zweifel. Die Frau ist erwürgt worden.« Der Polizist rieb sich sein Kinn und blickte auf den Penner, der ein paar Schritte abseits stand.

»Sie haben sie doch nicht selbst umgebracht?«

»Gott bewahre, Sir. Hätte ich Sie sonst alarmiert?«

»Hm, man hat schon Pferde kotzen sehen.«

Der Sergeant ging in die Knie und betrachtete die Würgemale am Hals der Toten. Selbst im Licht der Taschenlampe sah er die roten Streifen. Sie waren schmal, anders als bei normalen Händen.

Der Sergeant richtete sich wieder auf. »Und Sie sagen, es wäre ein Skelett gewesen?«

Der Penner nickte ängstlich.

»Wieviel haben Sie denn getrunken?« wollte der Polizist wissen.

»Gar nichts, Officer. Keinen Tropfen. Ich schwöre es bei allem, was mir heilig ist.«

»Was ist dir schon heilig?«
Der Sergeant war in die Duzform übergegangen, was er bei kleineren Gaunern immer tat.
Dann winkte er mit dem rechten Arm. »Komm, wir gehen wieder zurück. Ich muß die Mordkommission verständigen.«
Der Rückweg ging schneller. Wenigstens kam es dem Polizisten so vor.
Schließlich erreichten sie den Weg, auf dem auch der Streifenwagen stand. Sie sahen die beiden hellen Augen der Scheinwerfer und die Gestalt, die torkelnd auf sie zugelaufen kam.
Der Sergeant begann zu rennen. Nach wenigen Sekunden schon erkannte er in der Gestalt seinen Kollegen.
»Sergeant«, keuchte dieser. »Sergeant – ich…«
Der Beamte verstummte keuchend.
Der Sergeant faßte seinen Kollegen an beide Schultern. »Was zum Teufel ist denn geschehen?«
»Ich – ich saß nichts ahnend in dem Wagen. Alles war ruhig und plötzlich hörte ich ein schleifendes Geräusch. Als ging jemand über – über… Kies. Ich sah aus dem Fenster, und…«
»Was sahen Sie? Herrgott, reden Sie doch!«
»Ich sah… ein Skelett!«
Für Sekunden sagte niemand ein Wort. Nur der keuchende Atem des Polizisten war zu hören.
Und plötzlich – ganz unmotiviert – fing der Penner an zu lachen.
»Ich habe es Ihnen gesagt, Officer. Immer wieder. Es war ein Skelett!«
»Halten Sie den Mund!« schrie der Sergeant. Er wischte sich mit dem Ärmel der Uniformjacke den Schweiß aus der Stirn.
»Ich glaube, die sind alle verrückt geworden«, sagte er leise. »Aber nicht mit mir. Nee, da soll sich Scotland Yard drum kümmern. Die wissen ja auch sonst immer alles besser.«

***

John Sinclairs Gesicht war hart, als er den Hörer auf die Gabel legte.
Bulmer, der dem Inspektor gefolgt war, blickte ihn prüfend an. »Was ist geschehen?«
»Soeben ist ein Anruf an unsere Zentrale gegangen. Zwei Polizisten haben ein Skelett gesehen.«
»Und wo?«
»Auf dem Gelände einer Spielzeugfabrik.«
Bulmer lachte.
John Sinclair blickte seinen Kollegen an. »Verdammt, mir ist nicht nach Scherzen zumute. Diese Spielzeugfabrik gehört Paul Cassidy, dem Mann, der sich angeblich in ein Skelett verwandelt hat. Verstehen

Sie nun?«

Bulmers Lachen endete wie abgeschnitten. Er wollte etwas sagen, aber John war schon auf dem Weg zur Tür. Erst im Garten holte Bulmer ihn ein.

»Ich fahre natürlich mit, Kollege Sinclair.«

»Meinetwegen.«

John schloß seinen Bentley auf. Er saß noch nicht ganz, da hatte er den Wagen schon gestartet. Die Adresse der Spielzeugfabrik war ihm durchgegeben worden.

»Wieviel Beamte wurden zu dem Einsatz abkommandiert?« wollte Bulmer wissen.

»Keiner. Wir werden die Sache allein durchstehen. Nur die Männer, die das Skelett entdeckt haben, beobachten das Gelände weiter. Je weniger Aufsehen gemacht wird, um so besser.«

»Wie Sie meinen«, erwiderte Bulmer.

Der Inspektor hatte sich inzwischen von seinem Kollegen Sinclair ein wesentlich besseres Bild gemacht. Wie schnell dieser Mann Entscheidungen traf, das war schon anerkennenswert. Und langsam war Bulmer auch davon überzeugt, daß dieses Skelett existierte.

Die Londoner Straßen waren zum Glück leer. Noch besser voran kamen sie auf der Ausfallstraße nach Camden Town. Es gab sogar Hinweisschilder, die auf die Spielzeugfabrik aufmerksam machten.

John fuhr langsamer und erkannte schließlich im Licht der breiten Scheinwerferbahnen das Eingangstor der Fabrik.

Der Inspektor stoppte neben dem Streifenwagen.

Als er ausstieg, kam ein Uniformierter auf ihn zu.

»Korporal Helm«, stellte er sich vor. »Mein Kollege befindet sich weiter auf dem Gelände.«

John nickte. »Gut, Korporal, erzählen Sie.«

Der Beamte berichtete in knappen Sätzen. Zum Schluß meinte er: »Wahrscheinlich hält sich das Skelett noch auf dem Hallendach auf. Ich habe es auf jeden Fall nicht herunterklettern sehen.«

In diesem Augenblick kam Eric Jenkins angelaufen.

»Das Skelett«, keuchte er, »es steigt vom Dach.«

John schaltete sofort. »Welche Halle ist es?«

»Da, die erste«, erwiderte Korporal Helm.

Inspektor Sinclair rannte los. Er lief um die Halle hemm und entdeckte auch die Leiter, die auf das Dach führte.

Das Skelett stand schon auf dem Boden. Es sah John Sinclair sofort.

Der Totenschädel ruckte herum, die leeren Augenhöhlen starrten dem Inspektor entgegen.

John blieb stehen.

Dafür setzte sich das Skelett in Bewegung. Wie eine an unsichtbaren Fäden gezogene Marionette.

John trat zwei Schritte nach rechts, weg von der Hallenwand. Der Mond war wieder hinter einer Wolke hervorgekommen und beleuchtete die bleichen Knochen des Unheimlichen.

Fünf Yards trennten John Sinclair noch von dem Skelett.

Langsam, fast bedächtig zog John seine Pistole.

Es war eine besondere Waffe. Sie war mit geweihten Silberkugeln geladen und hatte ihrem Besitzer schon manchen Dienst erwiesen.

John hob den Arm, visierte genau.

Noch zwei Yards.

Trocken peitschte der Schuß.

Die Kugel drang dem Skelett in die rechte Augenhöhle. Es war ein Meisterschuß.

Der Unheimliche ruderte verzweifelt mit den Knochenarmen, versuchte irgendwo Halt zu finden.

John hatte die Waffe sinken lassen. Gebannt beobachtete er das Schauspiel.

Das Skelett kippte auf die Seite. Die Arme schlugen wie Dreschflegel auf den Beton. Noch einmal heulte das Höllenwesen auf. Dann lag es still.

Langsam trat John näher.

Und dann geschah das Unheimliche. Plötzlich, wie aus dem Nichts, formte sich wieder das Fleisch über die Knochen. Augen, Mund, Nase entstanden. Alles geschah völlig lautlos. Johns Silberkugel hatte den höllischen Bann gebrochen.

So etwas hatte John Sinclair noch nie erlebt. Er fühlte, wie ihn das Grauen überkam.

Zwei Minuten später lag ein normaler Mann vor ihm auf dem Boden. John hatte Paul Cassidy nie gesehen, nahm aber an, daß nur er es sein konnte.

Der Inspektor bückte sich und tastete nach dem Handgelenk des Mannes.

Die Haut war kalt.

John fühlte keinen Pulsschlag. Der Mann vor ihm war tot.

Hinter seinem Rücken hörte John Sinclair ein pfeifendes Geräusch, so, als würde jemand den Atem zwischen den zusammengepreßten Zähnen einziehen.

John wandte den Kopf und sah Inspektor Bulmer, der sich mit einer Hand an die Hallenwand gestützt hatte.

»Ich habe alles mit angesehen. Oder fast alles«, keuchte Bulmer. »Ich kann es immer noch nicht begreifen. Wie ist das möglich?«

John zuckte die Achseln. »Das weiß ich auch nicht. Hoffe es aber bald herauszubekommen. Bis dahin müssen Sie sich noch gedulden, lieber Kollege. Aber jetzt kommen Sie. Wir müssen den Toten wegschaffen lassen.«

Die Beamten hatten kaum den Bentley erreicht, da wurde John durch sein Autotelefon von der Zentrale angerufen. Von dort teilte man ihm mit, daß ein zweites Skelett aufgetaucht sei und bereits einen Mord begangen habe…

***

Mary Cassidy erwartete John Sinclair in der Bibliothek.

Das Gesicht der Frau war blaß. Ihre Augen waren vom Weinen gerötet. Die Schminke hatte braunschwarze Bahnen über die Wangen gezogen.

Man sah Mary Cassidy an, daß sie die vergangenen schrecklichen Minuten noch nicht überwunden hatte.

Als John das große Zimmer betrat, brannte nur eine Stehlampe. Sie verbreitete ein warmes Licht. Überhaupt machte die Bibliothek einen sehr gemütlichen, anheimelnden Eindruck. Man konnte sich hier wohl fühlen.

Mary Cassidy setzte sich auf, als John auf sie zukam. Der Inspektor hatte die Tür geschlossen. Ein beruhigendes Lächeln lag auf seinem Gesicht.

John Sinclair stellte sich kurz vor, nahm einen gepolsterten Stuhl und setzte sich der Frau gegenüber.

Der Inspektor war von der Fabrik aus sofort wieder hierher gefahren. Er hielt es für wichtig, mit Mary Cassidy zu reden. Seine Kollegen vom Yard suchten inzwischen die Schrebergartenanlage nach dem zweiten Skelett ab.

Mary Cassidy spielte mit dem leeren Kognakschwenker in ihrer Hand. Schließlich setzte sie ihn auf dem kleinen Beistelltisch, der neben der Liege stand, ab.

»Mrs. Cassidy«, begann John vorsichtig. »Ich möchte Ihnen gern einige Fragen stellen. Es sind sehr wichtige Fragen. Sowohl für uns als auch für Sie. Ich nehme an, daß Sie sicherlich an der Aufklärung dieser unheimlichen Ereignisse interessiert sind.«

Mary Cassidy nickte. »Fragen Sie, Inspektor«, sagte die Frau leise.

John Sinclair ließ sich alles noch einmal von vorn erzählen. Mary Cassidy sprach mit flüsternder Stimme, die manchmal in einem trockenen Schluchzen erstickte.

Dann, als sie alles berichtet hatte, fragte sie plötzlich: »Was ist mit meinem Mann, Inspektor? Bitte, sagen Sie es mir. Ist er wirklich ein – ein Skelett?«

»Ihr Mann, Mrs. Cassidy, ist tot«, erwiderte John ernst. »Wir haben ihn in der Fabrik gestellt und seine Leiche ins Schauhaus gebracht. Sie werden Ihren Gatten noch später identifizieren müssen.«

Mary Cassidy zog scharf die Luft ein. »Ich hatte es geahnt, Inspektor«, sagte sie mit gepreßter Stimme. »Ich hatte es geahnt. Aber es war

doch ein Skelett. Stimmt das? Ich will alles wissen.«
»Er war ein Skelett, das ist richtig. Er hat, soweit wir das beurteilen können, auch den Mord an einem Nachtwächter auf dem Gewissen, falls man hier von Gewissen reden kann. Aber ihr Mann war für seine Taten nicht verantwortlich. Er stand unter einem Bann. Unter dem Bann des Satans. Er hat die Handlungen ihres Mannes dirigiert.«
John Sinclair wunderte sich, wie ruhig und gefaßt die Frau blieb. Trotz ihrer schweren Situation.
»Er hat sich also mit Satan verbündet«, sagte Mary Cassidy leise. Wie unabsichtlich schüttelte sie den Kopf. »Aber das ist noch keine Erklärung, weshalb er sich in ein Skelett verwandelt hat. Das verstehe ich nicht.«
»Ich auch nicht«, gab John offen zu. »Oder vielmehr noch nicht«, schränkte er ein. »Der Körper ihres Mannes wird im Gerichtsmedizinischen Institut untersucht.«
»Sie meinen das Skelett, Inspektor!«
John schüttelte den Kopf. »Nein, Mrs. Cassidy. Als ich dem Skelett eine Silberkugel durch den Schädel schoß, regenerierte es sich wieder. Entwickelte sich zurück. Der Körper nahm seine frühere Gestalt und sein früheres Aussehen an. Es ist unbegreiflich, ich weiß das selbst. Aber es ist eine Tatsache.«
Mary Cassidy blickte John aus weit aufgerissenen Augen an. »Das ist doch nicht möglich«, flüsterte sie. »Das kann ich einfach nicht glauben. Vielleicht war alles nur ein böser Traum. Vielleicht ist gar nichts geschehen.«
Bei den letzten Worten war Mary Cassidy aufgesprungen. Sie wollte zur Tür rennen.
John erwischte sie im letzten Moment.
Hart faßte er ihre beiden Oberarme an. »Ihr Mann ist tot, Mrs. Cassidy. Und niemand wird ihn wieder zum Leben erwecken. Sie müssen sich einfach damit abfinden.«
John Sinclair drückte die Frau auf die Liege zurück. Mary Cassidy hatte sich einigermaßen beruhigt. Sie schüttelte nur immer wieder in stummer Verzweiflung den Kopf.
John ließ der Frau fünf Minuten Zeit, sich wieder zu erholen. Einen Kognak lehnte sie ab.
»Darf ich Ihnen noch einige Fragen stellen, Mrs. Cassidy?«
»Natürlich, Inspektor. Verzeihen Sie. Aber das, was Sie gesagt haben – es war zuviel für mich.«
»Schon gut.«
John bot ihr eine Zigarette an, die sie mit zitternden Fingern nahm.
Dann meinte er: »Erzählen Sie mir doch etwas von Ihrem Bekanntenkreis. Mit wem verkehrten Sie oder Dir Mann?«
Mary Cassidy zog hastig an ihrer Zigarette, ehe sie redete. »Da gibt es

an sich nicht viel zu erzählen, Inspektor. Mein Mann und ich – wir führten eine ganz normale Ehe. Vielleicht sahen wir uns nicht so oft wie andere Paare. Das lag aber bestimmt an Pauls Beruf. Die Fabrik – sie verschlang sehr viel Zeit. Ich habe mich um diese Angelegenheiten nie gekümmert. Und wenn wir zusammen weggingen, dann auf Gesellschaften wie heute. Meistens ging es da auch noch um Geschäfte.«

»Hatte Ihr Mann denn keine privaten Interessen?« fragte John.

»Kaum. Es sei denn seinen Klubabend.«

»Klub?«

»Ja. Soviel ich weiß, trafen sie sich dort einmal in der Woche. Sechs Männer.«

»Und wo war das?«

John Sinclair spürte instinktiv, daß sich hier eine Spur aufgetan hatte.

Mary Cassidy, die bisher den Kopf gesenkt hatte, blickte auf. »Ja, jetzt wo Sie mich so intensiv danach fragen, werde ich auch mißtrauisch. Paul hat nie viel von diesem Klub erzählt. Er hat nur einmal gesagt, bald würde es mir bessergehen. Aber wo dieser Treffpunkt war, darüber hat Paul nie gesprochen.«

»Überlegen Sie genau, Mrs. Cassidy. Jeder kleine Hinweis, mag er auch noch so unbedeutend erscheinen, kann sehr wichtig sein.«

»Tja, wenn ich das wüßte. Paul hat nur einmal von einem Park gesprochen. Es muß irgendein kleiner Park hier in London sein. Er hat noch nicht mal einen Namen. Und dann steht da noch ein Gartenhaus oder Pavillon in dem Park. Ich habe zufällig den Teil eines Telefongespräches mitbekommen, in dem Paul dieses erwähnt hat.«

»Na, das ist doch immerhin etwas.« John lächelte zuversichtlich. Er war mit dem Ergebnis zufrieden. Allerdings würde es große Schwierigkeiten bereiten, diesen gewissen Park zu finden. Der Inspektor wurde das Gefühl nicht los, daß er dort das Geheimnis dieses rätselhaften Falles lüften konnte…

***

Das Skelett hastete durch die Nacht!

Es hatte gemordet. Eine Frau war ihm zum Opfer gefallen. Das Skelett spürte kein Bedauern. Jegliche Gefühle dieser Art waren ausgeschaltet worden.

Aber es war auch gesehen worden. Von einem Polizisten. Der Mann hatte sich furchtbar erschrocken. Erst hatte das Skelett vorgehabt, ihn auch noch umzubringen, aber eine unsichtbare Stimme hatte davon abgeraten.

Das Skelett ging nur durch stille Seitenstraßen. Sobald Menschen kamen, verschwand es in irgendeiner Hausnische oder Toreinfahrt.

Bis jetzt war es noch nicht gesehen worden. Auch nicht von Autofahrern, deren Wagenscheinwerfer mit ihren hellen Lichtfingern oft über die Bürgersteige strichen.

Das Skelett hatte ein Ziel.

Es wollte nach Hause. Nur da fühlte es sich sicher. Es mußte dort den Tag verbringen, denn erst in der nächsten Nacht wollten sie sich alle in dem kleinen Pavillon treffen.

Meile um Meile näherte sich das Skelett seiner Wohnung. Es wohnte in einem modernen Bungalow, nicht weit von der Themse entfernt.

Es hatte wieder angefangen zu nieseln.

Das Wetter vertrieb auch die letzten Nachtbummler. Günstiger konnte es für das Skelett gar nicht kommen.

Die Gegend wurde ländlicher, die Straßen breiter, und zwischen den einzelnen Häusern gab es oft weite Grünflächen.

Schließlich hatte das Skelett die Bungalowsiedlung erreicht. Sein Haus befand sich ziemlich am Anfang, es war das zweite in der langen Reihe.

Ob seine Frau schon schlief? Wahrscheinlich. Für sie würde es ein schreckliches Erwachen geben. Das Skelett lachte leise bei diesem Gedanken.

Um das Grundstück zog sich eine kniehohe Mauer, unterbrochen von einem grüngestrichenen kleinen Eisentor, an dem auch der Briefkasten befestigt war.

Das Skelett übersprang die Mauer. Aus leeren Augenhöhlen starrte es die Hauswand an.

Alles war dunkel. Kein Licht brannte hinter den Fenstern. Demnach war seine Frau schon im Bett.

Das Skelett huschte auf das Haus zu, stand jetzt neben der Tür.

Cohen Masters, konnte man auf dem messingfarbenen Namensschild lesen.

Cohen Masters, das war er. Ein geachteter Bürger, Abteilungsleiter in einem großen Kaufhaus.

Aber das lag zurück. Jahre schon, wie es ihm vorkam.

Das Skelett griff in die Tasche seines Anzuges, der um die bleichen Knochen schlotterte, und zog den Haustürschlüssel hervor.

Leise öffnete er das Schloß.

Die Haustür sprang auf, ohne zu quietschen. Sie war gut geölt.

Behutsam drückte das Skelett die Tür wieder zu. Sekundenlang blieb es lauschend in der Diele stehen.

Nichts rührte sich.

Das Skelett ging weiter. Auf dem mit Teppich belegten Boden waren die Schritte kaum zu hören.

Das Schlafzimmer lag im unterkellerten Teil des Bungalows. Leise stieg das Skelett die Treppe hinunter.

Vor der Naturholztür blieb es lauschend stehen.
Es hörte die schweren Atemzüge seiner Frau.
Vorsichtig legte sich eine Knochenhand auf die Klinke der Schlafzimmertür, drückte sie hinunter…
Langsam schwang die Tür auf.
Das Skelett huschte in das Zimmer.
Durch das Fenster fiel etwas Helligkeit. Die Vorhänge waren nicht zugezogen.
Nach zwei Schritten hatte das Skelett das Ehebett erreicht, setzte sich auf die Matratze.
In diesem Moment begann sich die Frau in der anderen Hälfte des Bettes zu bewegen.
Sie atmete schwer aus, reckte beide Arme und murmelte: »Bist du es, Cohen?«
»Ja.«
»Warum kommst du so spät? Wo warst du? Ich habe mir Sorgen gemacht.«
Das Skelett lachte. »Du brauchst dir keine Sorgen mehr zu machen. Nie mehr, verstehst du.«
»Cohen!« Die Frau setzte sich auf. Ihre Finger suchten den Schalter der Nachttischlampe.
Das Skelett wandte den Kopf. Es war gespannt, wie seine Frau auf den Anblick reagieren würde. Nichts tat ihm mehr leid. Schon an seinem Arbeitsplatz hatte die Verwandlung eingesetzt. Daraufhin hatte er sich in seinen Wagen geschwungen und war geflohen. Zu der Schrebergartenanlage. Und da war es dann über ihn gekommen.
Endlich hatte die schlaftrunkene Frau den Knopf der Lampe gefunden.
Das Licht flammte auf.
»Cohen, ich möchten wissen… Aaaahhh…!«
Das Grauen riß der Frau die letzten Worte von den Lippen. Sie hatte den Kopf gewandt, sah auf das Bett ihres Mannes. Und sah den fürchterlichen Totenschädel, der sie unverwandt anstarrte.
Sekunden später erlag die Frau einem Herzschlag.

***

John Sinclair hatte nur zwei Stunden geschlafen. Um acht Uhr morgens saß er schon wieder in seinem Büro.
Auf dem Schreibtisch lagen die Vernehmungsprotokolle der vergangenen Nacht. John blätterte sie kurz durch, legte den Papierkram, der ihn sowieso anwiderte, zur Seite und ließ sich einen Kaffee kommen.
Er trank die heiße Brühe in langsamen Schlucken. Es war Automatenkaffee und das Aroma dementsprechend. Nachdem der

Inspektor die Tasse geleert hatte, gönnte er sich eine Morgenzigarette.

Sein Blick glitt aus dem Fenster. Ein trüber Morgen lag über der Millionenstadt, der alles noch grauer aussehen ließ, als es ohnehin schon war.

Stück für Stück dachte Inspektor Sinclair den Fall noch einmal durch. Das eigentlich Problem lag ganz woanders.

Wenn er die Informationen, die er erhalten hatte, addierte, mußte er zwangsläufig zu folgendem Schluß kommen: Sechs Männer hatten sich zu einem Klub zusammengefunden, wahrscheinlich, um sich mit dämonischen Dingen zu beschäftigen. Und das mit Erfolg, denn zwei der Männer waren bereits zu Skeletten geworden. Aber was war mit den anderen vier? Sie mußten sich auch verwandeln. Das war logisch. Noch waren keine neuen Hiobsbotschaften eingetroffen. Mehr als zwei Skelette waren bisher nicht aufgetaucht. John hoffte inständig, daß es so blieb.

Selbstverständlich waren alle Maßnahmen in die Wege geleitet worden, um diesen gewissen Park zu finden. Jede kleine Grünfläche in London wurde von Beamten durchkämmt. Sollte der bewußte Park mit dem Pavillon gefunden werden, war alles weitere John Sinclairs Sache. Kein Beamter durfte irgendwie voreilig handeln.

John Sinclair stand auf, verließ sein Büro und ging über den kahlen Gang zu Superintendent Powells Zimmer. Die Vorzimmerelfe war nicht da, und so stürmte John unangefochten das Alleeheiligste seines Chefs.

Als er die Tür öffnete, legte Superintendent Powell gerade den Telefonhörer auf die Gabel.

Powells Eulenkopf ruckte herum. Die Augen hinter der dicken Brille zwinkerten nervös.

»Ich hatte gerade versucht, Sie anzurufen, Inspektor. Nächstens melden Sie sich vorher an.«

John sah sofort, daß sein »spezieller Freund« schlecht geschlafen hatte. Oder der Fall lag ihm im Magen. Aber davon konnte er an und für sich noch nicht viel wissen.

»Eigentlich brauche ich mal ‘ne Gehaltserhöhung«, meinte John, ließ sich auf einen Stuhl fallen und schlug die Beine übereinander.

Jetzt ärgerte sich Powell noch mehr. »Sie wissen, daß Sie Beamter sind und schon bezahlt werden wie ein Oberinspektor. Reicht Ihnen das nicht?«

»Das Leben ist teuer.«

»Dann werden Sie solider.«

»Das sagen Sie so einfach.« John grinste. »Tja, Sir«, sagte er leichthin, »da haben Sie mir ja wieder eine schöne Sch… – ich will das Wort lieber nicht aussprechen – eingebrockt«, meinte John, als er das entsetzte Gesicht seines Vorgesetzten sah. »Mordende Skelette – mal

was Neues.«

Superintendent Powell nahm einen Schluck von seinem Magenwasser. »Wenn das in London bekannt wird, du lieber Himmel, das gibt eine Panik. Tun Sie, was in Ihren Kräften steht, Inspektor Sinclair.«

»Das sagen Sie jedesmal.«

Daraufhin warf Powell John einen bitterbösen Blick zu.

John Sinclair war der einzige im ganzen Yard, der sich diese Bemerkungen erlauben durfte. Die anderen zitterten vor Powell.

Der Superintendent blätterte in einem Schnellhefter herum. »Das sind die Vernehmungsprotokolle. Ich habe mich nach besten Möglichkeiten informiert. Ich habe in der vergangenen Nacht auch noch persönlich mit einigen Gentlemen, die an der Gesellschaft teilgenommen haben, gesprochen.«

John nickte innerlich anerkennend. Soviel Initiative hätte er dem Alten gar nicht zugetraut.

»Haben Sie schon einen Plan für heute, Inspektor?« wollte Powell wissen.

»Eigentlich nicht. Wir müssen abwarten, was die Durchforstung der Parks ergibt. Ich werde mich in der Zentrale aufhalten und jede Meldung abfangen.«

»Die Idee ist gut«, erwiderte Powell. »Sollten Sie etwas Konkretes herausfinden, sagen Sie mir Bescheid.«

»Wird gemacht.«

John verabschiedete sich mit einem Grinsen. Er sah nicht mehr das zufriedene Gesicht seines Vorgesetzten, der diesen Fall in den besten Händen wußte.

In der Funkzentrale war schon alles vorbereitet. John bekam eine kleine Glaskabine zugeteilt, in der sein Reißbrett stand, worauf ein übergroßer Stadtplan von London befestigt war. In einem Steckkissen steckten rote und gelbe Fähnchen.

Die Beamten hatten sich in vier Gruppen geteilt. Sie durchkämmten die Riesenstadt in allen Himmelsrichtungen. Dabei arbeiteten Uniformierte und auch Zivile Hand in Hand. Die Zeit verging.

Fast in jeder Minute tropften Meldungen ein. Alle negativ. John bezeichnete jeweils die durchgekämmten Anlagen mit gelben Fähnchen.

Die Mittagszeit verstrich. Dann – gegen vierzehn Uhr – stellte sich der erste Erfolg ein.

Im Nordosten von London gab es einen kleinen Park, in dessen Zentrum eine Art Pavillon stand. John suchte auf der Karte, fand die Fläche und versah sie mit einem roten Fähnchen.

Dreißig Minuten später der zweite Erfolg.

Diesmal kam die Meldung aus Lambeth, einem kleinen Vorort dicht

an der Londoner City.

Wieder trat ein Fähnchen in Aktion.

Die letzte Meldung kam aus Chelsea. Hier hatten die Beamten ebenfalls einen Park mit Pavillon gefunden.

Eine Stunde später war der Einsatz beendet. John fuhr mit den drei Namen sofort hoch zu Superintendent Powell. Das Jagdfieber hatte den Inspektor gepackt.

Powell sah sich die drei Parks auf der Karte an. Dann meinte er: »Die Männer werden sich nicht gerade einen Fleck ausgesucht haben, der außerhalb der City liegt. Der Anmarschweg wäre zu weit. Ich tippe auf Chelsea.«

John Sinclair nickte. »Die Vermutung ist nicht schlecht. Ich werde mir diesen Park als ersten vornehmen.«

Im gleichen Augenblick schrillte das Telefon. Powells Sekretärin meldete einen Anruf für ihren Chef.

»Stellen Sie durch.«

Mary Cassidy war am Apparat. Sie verlangte John Sinclair zu sprechen.

Powell gab John den Hörer.

»Mr. Sinclair«, hörte der Inspektor die Stimme der Frau. »Ich habe überall versucht, Sie zu erreichen.«

»Was gibt es denn so Wichtiges?«

»Mir ist eben eingefallen, daß heute der Tag ist, an dem sich mein Mann immer mit seinen Freunden getroffen hat. Das ist mir in der Aufregung ganz entgangen.«

John hatte Mühe, einen leisen Pfiff zu unterdrücken. Dann sagte er: »Ich glaube, Mrs. Cassidy, Sie haben uns da einen sehr großen Dienst erwiesen. Ich bedanke mich nochmals für Ihren Anruf.«

John legte den Hörer auf. In kurzen Worten informierte er Superintendent Powell über das Gespräch. Anschließend hielt ihn nichts mehr.

John Sinclair hatte eine Spur gewittert.

Doch bevor er sich auf den Weg zu dem Park machte, fuhr er noch zu seinem Apartment. Er hatte da ganz spezielle Waffen, auf die er lieber doch nicht verzichten wollte…

***

Cohen Masters verließ das Haus, als es schon dunkel war. Heute war Sonntag. Der Tag, an dem sie sich immer trafen.

Vorsichtig schlich Masters zu der Garage, die an der rechten Hausseite angebaut worden war.

Wenn ihn jetzt jemand entdeckte…

Aber bei dem Wetter war kaum ein Mensch draußen und schon gar nicht in der kleinen Bungalowsiedlung.

Masters klappte das Garagentor hoch.
Seltsam, er hatte noch die gleichen Empfindungen wie ein normaler Mensch, dachte und fühlte genau wie früher.
Und doch war etwas anders geworden.
Er war ein Skelett. Eine Horror-Gestalt.
Der Motor des Austins kam sofort. Langsam fuhr der Wagen aus der Garage. Das Tor zur Straße stand schon offen. Die Garagentür schloß Masters nicht mehr. Er wollte nicht noch einmal aussteigen und das Risiko eingehen, doch noch gesehen zu werden.
Seine tote Frau hatte er im Bett liegengelassen. Es machte ihm nichts aus, er würde bestimmt nicht mehr hierher zurückkehren. Und Nachbarn würden sie irgendwann schon finden.
Cohen Masters merkte oder wollte nicht merken, daß sich doch etwas in ihm verändert hatte.
Für ihn gab es nicht mehr Gut oder Böse – sondern nur das Böse.
Er hatte in den letzten Stunden oft gefühlt, wie ihn ein Mordrausch überfallen hatte. Nur mit Mühe hatte er sich beherrschen können. Er durfte nicht auffallen.
Noch nicht…
Was hinterher war? Nun, heute abend würde es sich entscheiden, wenn der Fürst der Finsternis seinen Diener schickte…

***

Der kleine Park lag westlich eines Kasernengeländes, direkt an einer Eisenbahnlinie. Die Linie war stark befahren, es war nicht mehr weit bis zur Victoria Station, dem großen Londoner Bahnhof.
John Sinclair traf während der Dämmerung ein. Zuerst suchte er nach einem geeigneten Parkplatz für seinen Bentley. Er fand ihn zwischen zwei leerstehenden Holzbaracken, dicht an den vielen Gleisen.
John schob noch eine handliche Lampe in die rechte Tasche seines Trenchcoats und stieg dann aus.
Es war dunkel und diesig. Die Bogenlampen an den Gleisen waren oft nur als verwaschene Flecken zu erkennen.
Irgendwo pfiff eine Lokomotive. Dann ratterte ein Zug vorbei. Der Fahrtwind zerrte an Johns Haaren. Die Gleise und Signalanlagen glänzten naß.
Menschen konnte der Inspektor nicht sehen. Noch nicht einmal das nächste Stellwerk. So weit reichte die Sicht gar nicht.
John stemmte die Hände in die Seitentaschen seines Trenchs und näherte sich dem Park von der Ostseite.
Sträucher bildeten die Begrenzung zu den Bahnanlagen hin.
John Sinclair nahm beide Hände zu Hilfe und quälte sich durch das Gebüsch. Trotzdem konnte er nicht verhindern, daß die nassen Zweige

sein Gesicht streiften. Einige schon welke Blätter blieben an seiner Haut kleben. John wischte sie ab.
Nach kurzer Zeit hatte er den Buschgürtel durchquert und sah vor sich ein Stück Rasen liegen, an das ein Weg grenzte.
John konnte alles nur deshalb erkennen, weil in der Nähe eine Laterne brannte. Sie schien die einzige im Park zu sein.
John überquerte den feuchten Rasen und blieb auf dem matschigen Weg einen Augenblick stehen.
Er mußte sich orientieren.
Wie gelangte er am besten zu dem Pavillon?
John entschied sich dafür, nach links zu gehen, weg von der Laterne.
Schon bald hatte die Dunkelheit den Inspektor verschluckt.
Wieder ratterte ein Zug an dem Park vorbei. Die Geräusche wurden zwar von den Büschen zum Teil gedämpft, hörten sich jedoch – in Verbindung mit der gesamten Atmosphäre des Parks – unheimlich an.
John blickte oft zurück, um nach eventuellen Verfolgern Ausschau zu halten, doch nichts war zu erkennen. Nur die Dunkelheit, die wie Watte über dem Park lag.
Der Nieselregen tropfte auf Johns imprägniertem Trench ab. Nur seine Haare waren schon naß.
Der Weg machte einen Knick, lief auf den Mittelpunkt des Parkes zu.
John blickte auf die Uhr. Die Ziffern leuchteten grün in der Dunkelheit.
Sieben Minuten war er unterwegs. Er zündete sich eine Zigarette an, rauchte sie aber in der hohlen Hand.
Der Weg wurde etwas breiter und endete in einem kleinen Rondell.
Und genau dort stand der Pavillon.
John sah ihn nur als dunklen Umriß. Vorsichtig näherte er sich dem Gebäude.
Ob die anderen schon da waren?
Eigentlich unwahrscheinlich. Er hätte bestimmt etwas gehört.
Trotzdem…
Der Pavillon war in Form eines Sechsecks gebaut und bestand aus dicken Steinquadern.
John holte seine Taschenlampe hervor und ließ sie kurz aufblitzen.
Er erkannte – von ihm aus gesehen an der Vorderseite – eine Tür. John trat näher und leuchtete sie an.
Die Tür bestand aus massivem Holz.
Anstelle einer Klinke besaß sie einen Knauf, der metallisch glänzte.
John drehte vorsichtshalber daran.
Der Knauf ließ sich nicht bewegen. Damit hatte John auch gerechnet. Immer mehr kam der Inspektor zu der Überzeugung, daß er sich genau an dem richtigen Pavillon befand.
Der Pavillon, die verlassene Gegend, die verschlossene Tür – alles

paßte wunderbar zusammen.

Inspektor Sinclair schlug sich seitwärts in die an die Mauern angrenzenden Büsche.

Jetzt hieß es warten.

Nur langsam verging die Zeit. John wagte es nicht, sich eine zweite Zigarette anzuzünden. Zu leicht hätte man ihn bemerken können.

An das Rattern der vorbeifahrenden Züge hatte er sich längst gewöhnt. So gut sogar, daß er auch andere Geräusche unterscheiden konnte.

Wie das Brummen eines Automotors.

Johns Haltung straffte sich. Er zog sich tiefer in das Gebüsch zurück.

Sollte es soweit sein?

Das Brummen wurde lauter.

Scheinwerfer blitzten auf, strichen für Bruchteile von Sekunden über die Büsche und die Mauern des Pavillons. Dann waren sie nicht mehr zu sehen.

War der Wagen vorbeigefahren?

Nein. John hörte schon das Schmatzen der Reifen auf dem schlammigen Boden.

Die Kühlerschnauze eines Austin geriet in sein Blickfeld. Der Wagen fuhr ohne Licht, wurde an dem Pavillon vorbeigelenkt und stoppte vor einem Gebüsch.

Das Motorengeräusch erstarb. Der Austin federte noch einmal nach. Eine Tür klappte.

Jetzt würde es sich herausstellen, ob John auf der richtigen Spur war.

Der Inspektor neigte sich ein wenig nach vorn und bog einige Zweige zur Seite.

Eine Gestalt kam auf den Pavillon zu.

Noch konnte John nichts erkennen. Er sah den Neuankömmling nur schemenhaft.

Dicht vor der Tür blieb die Gestalt stehen, wandte den Kopf…

Ein Totenschädel starrte John entgegen!

Der Inspektor sah die hellen regennassen Knochen und duckte sich unwillkürlich.

Gewaltsam schüttelte er eine Gänsehaut ab. Er hatte also recht gehabt. Die Skelette waren unterwegs.

Und dann geschah etwas Seltsames.

Das Skelett hob den Arm und klopfte gegen die Tür.

Kurz, kurz, lang!

Wie auf geheimen Befehl schwang die stabile Holztür nach innen. Für Sekunden sah John einen Gang, in dem ein rotes Licht brannte. Dann wurde die Tür wieder geschlossen.

Der Inspektor atmete scharf aus. Er hätte nicht gedacht, daß er so schnell das Geheimnis des Pavillons entdecken würde. Aber noch

ahnte John nicht, was ihm in naher Zukunft bevorstand.

Seine Gedanken wurden von der Ankunft des zweiten Wagens abgelenkt.

Wieder entstieg diesem ein Skelett. Es war makaber anzusehen, wie die Kleidung um die bleichen Knochen schlotterte.

Innerhalb der nächsten zwanzig Minuten kämen noch drei weitere Wagen. Und sämtliche Fahrer, die dort ausstiegen, hatten sich in Skelette verwandelt.

Das Grauen hatte sich in dem Pavillon eingefunden.

John Sinclair rechnete nach. Sechs Personen, so hatte Mary Cassidy gesagt, hatten sich immer in dem Pavillon getroffen. Paul Cassidy fehlte. John hatte ihn selbst vernichtet. Bleiben fünf übrig. Und diese fünf waren jetzt vollständig.

John wunderte sich, daß die Unheimlichen keine Wache aufgestellt hatten. Aber wahrscheinlich fühlten sie sich zu sicher.

Vorsichtig schlängelte sich John aus seiner Deckung. Die mit Silberkugeln geladene Pistole steckte er in seine rechte Manteltasche. So hatte er sie immer griffbereit.

Dann stand der Inspektor vor der Tür.

Das Klopfzeichen! Er hatte es nicht vergessen.

Kurz, kurz, lang!

John Sinclair hob den Arm. Gewaltsam mußte er eine innere Nervosität unterdrücken. Er wußte, er würde in wenigen Minuten mit dem Grauen konfrontiert werden, mit Geschöpfen, die es eigentlich nicht geben durfte.

Würde er Sieger bleiben?

John schüttelte die Gedanken ab wie ein nasser Hund die Wassertropfen.

Der Knöchel seines rechten Mittelfingers pochte gegen das Holz.

Kurz, kurz, lang!

Sofort zog John die Hand zurück, ließ sie in der Manteltasche verschwinden und umklammerte die Pistole.

Ein kaum wahrnehmbares Summen ertönte. Es gab ein leises »Klick«, und dann schwang die Tür zurück.

Lautlos.

Inspektor Sinclair schlüpfte blitzschnell in den dahinterliegenden kurzen Gang.

Rotes Lieht umspielte seinen Körper.

Die Tür schwang zu. Ohne ein Geräusch.

Auf Zehenspitzen ging John weiter, atmete nur durch den Mund. Er hielt die Arme vom Körper gestreckt, um sich durch das Rascheln des Mantels nicht zu verraten.

Der Gang mündete in einen Raum. Er war sechseckig, genau wie der Grundriß des Pavillons.

John blieb stehen.
Jetzt haben sie dich entdeckt, schoß es ihm durch den Kopf.
Doch nichts geschah. Wider alle Erwartungen.
Zwei, drei Sekunden stand der Inspektor unbeweglich, prägte sich das Bild ein, das sich seinen Augen bot.
Die fünf Skelette saßen um einen runden Tisch, auf dessen Oberfläche geheimnisvolle Zeichen eingraviert waren, die grünlich leuchteten. Drei der Skelette saßen so, daß sie John sehen mußten.
Der Inspektor hielt den Atem an. Instinktiv spürte er, daß diese Skelette in Trance waren, daß gleich etwas passieren mußte.
Plötzlich erlosch das rote Licht.
Von einem Herzschlag zum anderen stand John Sinclair in der absoluten Finsternis. Nur die magischen Zeichen auf dem Tisch leuchteten.
Johns Kehle wurde trocken. Seine rechte Hand, die die Pistole umklammerte, war schweißnaß.
Noch immer saßen die Skelette wie festgeleimt auf ihren Plätzen.
Langsam zog John die Hand mit der Waffe aus der Tasche. Urplötzlich hatte er seine Chance erkannt. Wenn es ihm gelang, die fünf Skelette mit fünf Kugeln zu töten, dann…
John Sinclair kam nicht mehr dazu, sein Vorhaben durchzuführen. Der Satan selbst riß ihm die Handlung aus den Fingern.
Urplötzlich erfüllte ein gewaltiges Brausen die Luft. Die Wände des Pavillons begannen zu zittern, die magischen Zeichen auf dem Tisch veränderten sich, leuchteten intensiver, wurden dann verschwommen und verschwanden ganz.
Statt dessen stiegen dicke gelbe Dämpfe aus der Tischplatte hervor, hüllten die Skelette ein, und dann hatte John das Gefühl, der Teufel selbst wäre gekommen.
Ein riesiges, mit Blut beschmiertes Skelett schob sich langsam aus den Qualmwolken hervor…

***

Dicht über dem Tisch schwebte das Skelett in der Luft. Die Qualmwolken fächerten auseinander, wurden zu Schleiern und waren schließlich vollständig verschwunden, wie durch einen unsichtbaren Abzug.
John Sinclair hatte sich gegen die Wand gepreßt. Noch immer atmete er flach und durch den Mund. Aus zusammengekniffenen Augen starrte er das Skelett an, beobachtete jede seiner Bewegungen.
Die bleichen Knochen schienen zu leuchten. Blut lief an dem gräßlichen Körper herab. Und Blut tropfte aus den Augenhöhlen und der Mundöffnung.
Das Skelett hob beide Arme. Die langen Totenfinger waren gespreizt.

Die fünf knöchernen Diener blickten ihren Meister und Gebieter an.

Das Skelett begann zu sprechen. Mit lauter, hohler Stimme, die in jeden dunklen Winkel des Raumes drang.

»Brüder! Ihr habt euch dem Teufel verschworen! Habt den Eid des Satans abgelegt und dafür die Unsterblichkeit bekommen. Doch ihr seid anders geworden, habt für dieses Geschenk doch bezahlen müssen, und das ist gut so. Denn Asmodis, der große Fürst der Finsternis, braucht Sklaven, die ihm in alle Ewigkeiten dienen. Ihr seid die Ausgesuchten. Die Insel der Skelette wartet auf euch. Folgt mir!«

Das Skelett begann auf einmal Worte zu sprechen, die John nicht mehr verstand. Sie mußten zu irgendeiner magischen Sprache gehören, die jenseits unserer Dimensionen gesprochen wurde.

Es waren abgehackte Wortfetzen. Sie hörten sich guttural und fremd an.

Und wieder begannen von der Tischplatte her dicke Schwaden hochzuziehen, die sich wie ein Mantel um das Skelett legten.

Die Tischplatte veränderte ihr Bild. Die magischen Zeichen verschwanden, – etwas Fremdes, Unglaubliches war zu sehen.

Eine ferne Insel.

Felsen, Meer, Berge!

Die Insel der Skelette!

Langsam glitt das Skelett tiefer, tauchte zuerst mit den Füßen in die Tischplatte, dann mit den Beinen, der Hüfte, dem Oberkörper, und zum Schluß mit dem knöchernen Schädel.

Das Tor zum Dämonenreich hatte das Skelett verschlungen. Die Zeitschranke war durchbrochen worden!

John Sinclair stand wie festgeleimt auf seinem Platz. Seine Gedanken konnten das so schnell gar nicht verarbeiten, was er zu sehen bekommen hatte.

Etwas Unmögliches war geschehen.

Jemand hatte Raum und Zeit überwunden.

Es war nicht das erstemal, daß John mit diesem Phänomen konfrontiert wurde. Doch immer wieder schockte und erschreckte es ihn aufs neue.

Jetzt erst erwachten die anderen Skelette aus ihrer Erregung. Wie an der Schnur gezogen standen sie von ihren Stühlen auf. Die Schädel senkten sich. Aus den leeren Augenhöhlen starrten sie die Tischplatte an, auf der immer noch das Bild der Insel zu sehen war.

Im gleichen Augenblick sprang John Sinclair vor, riß die Pistole aus der Manteltasche.

»Halt!« gellte seine Stimme.

Die Skelette ruckten herum. Fünf Augenhöhlen waren auf den Inspektor gerichtet. Augenhöhlen, die zwar leer waren, aber doch alles sahen.

Und da erkannte John, daß er einen Fehler gemacht hatte. Fünf Gegner, die zu allem entschlossen waren, konnte er so schnell nicht bezwingen.

Vielleicht, wenn er mehr Raum und Licht gehabt hätte – aber so…

Schon fegte eine Knochenhand heran und knallte auf sein Handgelenk.

Der Pistolenarm wurde John nach unten geschlagen, und ehe er ihn wieder in die Schußrichtung bringen konnte, warf sich das Skelett auf ihn.

John Sinclair flog bis in den kleinen Gang, prallte auf den Rücken und schlug mit dem Hinterkopf auf.

Für Sekunden sah er Sterne.

Zeit, die dem Skelett reichte.

Zwei gespreizte Knochenfinger zielten auf Johns Augen. Dicht über seinem Gesicht befand sich der gräßliche Schädel.

Im letzten Augenblick nahm John den Kopf zur Seite.

Die Finger streiften ihn an der Schläfe und rissen ein paar Fetzen Haut weg.

Blitzschnell zog John Sinclair die Beine an. Er hatte so viel Platz, daß er dem Skelett die Füße gegen den knochigen Brustkorb dreschen konnte.

Es knirschte, als der Knöcherne zurückflog.

John hechtete vor, suchte nach seiner Pistole, fand sie jedoch in der Dunkelheit nicht.

Dann griff das unheimliche Skelett wieder an. John ahnte die Schläge mehr, als er sie kommen sah.

Er war immer bestrebt, auszuweichen, was ihm nur mit äußerster Mühe gelang. Einmal bekam er die Knochenfaust in den Magen, John hatte das Gefühl, er wäre von einem Pferd getreten worden.

Der Inspektor krümmte sich zusammen.

Das Skelett sah seine Chance.

Wieder waren es Johns Beine, die den Knöchernen zurückstießen, so daß er fast gegen den Tisch fiel.

John quälte sich auf die Füße, warf einen Blick auf den Tisch und sah gerade noch die ausgestreckte Hand des letzten Skeletts verschwinden.

Die vier Diener hatten ebenfalls die Zeitschranke durchbrochen.

Auch das fünfte Skelett hatte dies mitbekommen und wußte, daß es jetzt blitzschnell folgen mußte, sonst war der Zauber verschwunden.

Zwei Schritte brachten es bis an die Tischplatte.

John setzte sich gleichfalls in Bewegung.

Der Schrei, den das Skelett plötzlich ausstieß, schien aus der Hölle zu kommen. Er war so grauenhaft, daß John Sinclair sich die Ohren zuhielt.

Eine Sekunde später sah er den Grund dieses Schreis.

Die Tischplatte hatte wieder ihr normales Aussehen angenommen.
Das Skelett kreiselte herum. Die leeren Augenhöhlen waren auf John Sinclair gerichtet.
Flucht! Das war der einzige Gedanke des Knöchernen.
Ehe John es verhindern konnte, war das Skelett in dem Gang verschwunden.
Blitzschnell nahm der Inspektor die Verfolgung auf. Nach zwei Schritten stieß er mit der Fußspitze an einen harten Gegenstand.
Seine Pistole.
Die Zeit, sich zu bücken und die Waffe aufzuheben, hatte John immer.
Augenblicke später stand er schon draußen in dem Park. Er sah gerade noch, wie das Skelett in den dicht beieinanderstehenden hohen Büschen verschwand.
Mit Riesensätzen hetzte John hinterher.
Mit Brachialgewalt tobte er durch die Büsche. Er mußte das Ungeheuer stellen, ehe es erneuten Schaden anrichten konnte.
Direkt hinter dem Park begannen die Gleisanlagen. Sie waren durch einen hohen Maschendrahtzaun abgesichert.
Das Skelett sprang gerade an der anderen Seite herunter, als John den Zaun erreichte.
Ein Schuß peitschte.
Doch John hatte während des Laufens geschossen, da war ein Zielen so gut wie unmöglich.
Die Kugel fegte eine Armlänge an dem Skelett vorbei.
Blitzschnell ließ John die Pistole in der Manteltasche verschwinden. Er krallte beide Hände in den Maschendrahtzaun und begann, daran hochzuklettern.
Der Zaun bedeutete für den durchtrainierten Inspektor kein großes Hindernis.
Mit einer halben Flanke ließ er sich oben über den Zaun fallen und landete auf nassem Lehmboden.
Das Skelett rannte in Richtung der Gleisanlagen. Dort, wo die Güterwagen standen.
»Stehenbleiben!«
Johns Stimme gellte durch die Nacht.
Er hätte sich die Mühe sparen können.
Auch zu schießen, hatte bei diesen schlechten Sichtverhältnissen keinen Sinn.
Der Regen fegte John Sinclair schräg ins Gesicht, während er vorwärts rannte. Mit der Geschwindigkeit eines Artisten sprang John über Gleise und rutschige Schotterstreifen.
Langsam holte er auf.
Das Skelett rannte jetzt auf einem Gleis entlang, sprang von Schwelle

zu Schwelle.
John merkte sofort den Grund.
Der Boden wurde glitschig. Schmiere und Lehm hatten in Verbindung mit dem Regen eine Rutschbahn gebildet.
Irgendwo pfiff eine Lokomotive. Der Pfiff war kurz und schrill.
Eine Warnung…
Das Skelett rannte weiter.
Johns Lungen arbeiteten wie Blasebälge. Er selbst keuchte. Der Magen schien ihm im Hals zu hängen.
Die Scheinwerfer einer Lokomotive tauchten wie übergroße Augen aus der Dunkelheit auf.
Der Schnellzug kam!
John ahnte die Gefahr mehr als daß er sie sah.
Schon vibrierten die Schienen. Der Schnellzug fuhr genau auf dem Gleis, auf welchem John das Skelett verfolgte.
Die Scheinwerfer wurden größer, erfaßten das Skelett.
John schrie und wußte im gleichen Augenblick, daß es keinen Zweck hatte.
Da war der Zug heran!
Im letzten Augenblick warf sich John zur Seite. Er sah noch, wie das Skelett durch die Luft flog, und einen Sekundenbruchteil später ratterte der Schnellzug an dem Inspektor vorbei.
Instinktiv rollte sich John Sinclair in der Luft wie ein Igel zusammen, kam mit der Schulter auf und krachte mit dem Rücken gegen einen harten Gegenstand.
Der Sog des fahrenden Zuges riß an seiner Kleidung. John preßte den Kopf in beide Armbeugen, wartete…
Dann war der Spuk vorbei.
Ächzend kam der Inspektor auf die Füße, bog seinen schmerzenden Rücken durch.
Zum Glück war nichts gebrochen. John wandte den Kopf, und sah die Rücklichter des Zuges in der Ferne verschwinden.
Um Haaresbreite war John Sinclair dem Tod entgangen. Eine Sekunde später – und…
John durfte gar nicht daran denken.
Aber was war mit dem Skelett geschehen? War es tot? Konnte man es überhaupt töten?
John glaubte nicht daran. Er machte sich auf die Suche.
Soviel er hatte erkennen können, war das Skelett zur anderen Seite geschleudert worden. Er hatte sich nach links geworfen.
John übersprang die Schienen und griff in seine linke Manteltasche.
Die Lampe! Sie war noch heil, hatte den Sturz gut überstanden.
John knipste sie an.
Der Strahl tanzte über den Boden. Stück für Stück ging John weiter.

Er mußte das Skelett finden.
Plötzlich sah er den Schädel.
Der gräßliche Totenkopf lag genau neben einer Weiche.
Es war ein makabres Bild. Selbst für John Sinclair, der verdammt viel gewohnt war.
Er beschrieb mit dem Lichtstrahl einen Bogen und sah als nächstes einen Arm und ein Bein zwischen den Schienen liegen. Die bleichen Knochen glänzten.
John leuchtete wieder den Schädel an.
Und auf einmal bewegte der Totenkopf den Mund. Die Worte, die er ausstieß, waren abgehackt und voller Qual.
»Erlös mich!« keuchte der Schädel. »Bitte! Ich kann nicht sterben. Satan selbst hat mir die Unsterblichkeit verliehen. Ich werde als Totenschädel weiterleben. Ich…«
»Gut«, unterbrach ihn John hart. »Ich werde dich erlösen. Aber zuerst mußt du mir einige Fragen beantworten.«
»Was willst du wissen?«
John spürte, daß sein Hals pulvertrocken war. Die unheimliche Szene hier auf den Gleisen sprengte fast die Grenzen seiner Nervenkraft.
»Was ist das für eine Insel?«
»Es ist die Insel der Skelette. Sie liegt hoch oben im Atlantik, wo Sturm und Kälte regieren. Dort leben die Unsterblichen. Von dort aus wird der Fürst der Finsternis wiederkommen und die Menschen in sein Schattenreich ziehen. Niemand kann sich retten. Niemand…«
»Wie heißt die Insel?«
»Ich werde dir den Namen sagen, aber auch du wirst in Asmodis Gewalt geraten. Coony Island. Merke dir den Namen gut. Coony Island. Es wird dein Grab werden. Diese Insel ist auf keiner Karte eingezeichnet. Aber viele Menschen kennen und fürchten sie.«
»Wer kennt diese Insel?«
»Die Menschen auf St. Kilda Island. Sie haben Angst, denn schon oft hat Asmodi einen aus ihrer Mitte geholt.«
Plötzlich begann der Schädel zu lachen. Schrill gellte das Gelächter in Johns Ohren.
Der Inspektor zog seine Waffe. Er hatte genug gehört.
John zielte genau.
Und mitten in das Gelächter hinein peitschte ein Schuß. Die Kugel drang durch die Mundhöhle in den Schädel.
Wie unter einem Stromstoß zuckte der Totenkopf zusammen. Und dann geschah wieder dieses Unfaßbare.
Die Haut bildete sich zurück. Dunkle Haare sprossen auf der kahlen Schädeldecke. Die leeren Augenhöhlen füllten sich. Nase und Mund entstanden. Ohren wuchsen.
Eine Minute dauerte die Verwandlung. Danach lag ein normaler

Männerkopf vor John Sinclair.
Asmodis hatte wieder einen Diener weniger!

***

Minutenlang starrte John auf den Kopf des Mannes. Er spürte nicht den feinen Regen, der noch immer gegen sein Gesicht peitschte. Er dachte an die verschwundenen Skelette und daran, was sie noch für Gefahren bringen konnten. Schon einmal hatte John es mit Asmodis, dem Fürst der Finsternis, zu tun gehabt. Damals war der Unheimliche in Gestalt eines Ghouls auf den Inspektor gestoßen, und John hatte den Kampf nur mit viel Glück gewinnen können.

Ein Name hatte sich in seinem Gehirn eingeprägt.

St. Kilda Island.

John wußte ungefähr, wo die Inselgruppe lag. Hoch im Atlantik, nordwestlich von Schottland, es war dort eine wilde, rauhe Gegend, beherrscht von Stürmen und Unwettern.

John kannte den Mann nicht, dessen Kopf vor ihm lag.

Aber das herauszufinden, war nicht seine Sache. Die Kollegen von der Spurensicherung würden sich darum kümmern.

John ging einige Schritte weiter und sah sich nach den anderen Skeletteilen um.

Die Knochen waren noch genauso blank wie vorher. Kein Fleisch, keine Haut hatte sich zurückgebildet.

Mit schweren Schritten stampfte John zurück zu seinem Bentley und ließ sich eine Verbindung mit dem Yard geben. Er berichtete in kurzen Sätzen. Man versprach, sofort die Spurensicherung zu schicken.

Dann rief der Inspektor Superintendent Powell an. Der Alte war blitzschnell am Apparat. Wahrscheinlich hatte er neben dem Telefon gelauert.

»Ich habe alles überstanden, Sir«, sagte John ein wenig bissig.

»Das ist ja gut. Damit haben wir den Fall also abgeschlossen!«

»Abgeschlossen?« John lachte leise. »Im Gegenteil. Es geht jetzt erst richtig los.«

Nach dieser Antwort entstand eine sekundenlange Pause. John stellte sich vor, daß der Alte erst mal einen großen Schluck von seinem Magenwasser nehmen mußte.

»Erzählen Sie, Inspektor«, kam dann schließlich seine gepreßte Stimme.

John redete fünf Minuten. Er erwähnte natürlich auch die Insel und fragte im gleichen Atemzug, wann er eine Maschine bekommen konnte.

»Ich rufe zurück, Inspektor. Bleiben Sie dran.«

John hängte ein und verkürzte sich die Wartezeit mit einer Zigarette.

Drei Minuten später leuchtete die rote Lampe.

»Sinclair.«

»Heute nacht ist nichts mehr drin«, hörte John Superintendent Powells Stimme. »Morgen früh können Sie eine Propellermaschine zur Insel Skye bekommen. Von dort müssen Sie dann mit dem Hubschrauber weiter.«

»Gut, daß ich an Ärger gewohnt bin«, erwiderte John. Er fragte noch nach Einzelheiten und hängte dann auf.

Inspektor Sinclair ging noch einmal zurück in den Pavillon. Die Holztür stand offen. Sie schwang im Wind hin und her. John wollte eigentlich nach dem Kontakt suchen, der durch das Klopfzeichen ausgelöst wurde, ließ es aber bleiben. Darum sollten sich auch andere kümmern.

Im Pavillon war es stockfinster. Selbst das schummerige rote Licht brannte nicht.

John ließ seine Taschenlampe aufleuchten. Er schwenkte den Lichtstrahl zu dem Tisch hinüber.

Eine glatte schwarze Platte bot sich seinem Blick. Es gab keine dämonischen Zeichen mehr – nichts. Alles sah völlig normal aus. Asmodis hatte seinen Stützpunkt aufgegeben.

John durchsuchte noch den Pavillon, fand aber nichts von Bedeutung.

Ein paar Minuten später befand sich der Inspektor bereits auf dem Heimweg. Er wollte vor dem Finale noch eine Mütze voll Schlaf nehmen…

***

Superintendent Powell hatte wirklich alles bestens organisiert. Auf einem Nebenfeld des Londoner Flughafens wartete bereits eine frisch aufgetankte zweimotorige Piper. Den Piloten fand John in der Kantinenbaracke vor einer Tasse Kaffee.

Als der Inspektor eintrat, schlug ihm die bullige Wärme entgegen.

Der Pilot war der einzige Gast. »Sie sind bestimmt Inspektor Sinclair.«

»Genau.«

»Freut mich, Sir. Ich heiße Kirk Douglas. Nicht verwandt und nicht verschwägert mit dem berühmten Filmschauspieler.«

John lachte.

Douglas trug bereits seine Fliegerkombination. Er war ein untersetzter, etwas stämmiger Typ mit einem runden Gesicht.

»Wir werden böses Wetter kriegen«, meinte der Pilot, als er neben John über das Rollfeld stampfte. »Die Wettermeldungen für da oben lauten auf Nebel und Schneeregen. Wahrscheinlich kommt auch noch Sturm hinzu. Ist nicht gerade ‘ne Spazierfahrt, Inspektor.«

»Ich bin Kummer gewöhnt.«

»Na denn.«

Sie starteten wenig später. Die Piper kam gut hoch, und auch während des Fluges gab es keinen Ärger. Kirk Douglas war ein ausgezeichneter Pilot.

Sie flogen dicht an der Westküste entlang. In Glasgow mußten sie zum Tanken runter. Dadurch verging eine halbe Stunde. Schließlich war es früher Nachmittag, als sie auf der Insel Skye eintrafen.

Der Flugplatz war hier nicht mehr als ein Acker, über den ein schneidender Wind fegte. Als John aus der Maschine kletterte, merkte er den Temperaturunterschied.

»Das ist ‘ne Sache, was?« meinte Kirk Douglas grinsend.

John verzog das Gesicht. »Sagen Sie mal, wo steht eigentlich der Hubschrauber?«

»Bestimmt im Hangar.«

»Und wer wird fliegen?«

»Ich natürlich, Inspektor. Sie müssen wissen, Douglas kann alles. Fliegen, Auto fahren, boxen, Mädchen verführen…«

»Danke, danke«, lachte John. »Schätze, das reicht.«

Der Hubschrauber stand tatsächlich im Hangar. Er war vom Typ Bell Air. Die Kanzel bestand aus durchsichtigem Kunststoff.

»Und damit gurken wir jetzt zu den Inseln rüber«, meinte Douglas frohgelaunt. »Das wird Spaß machen.«

Die Männer mußten erst noch die Formalitäten erledigen, ehe sie starten konnten.

Und es wurde ein Spaß. Der Wind auf See machte mit dem Hubschrauber, was er wollte. John war nur froh, nicht soviel gegessen zu haben, sonst hätte ihm der Magen schon längst guten Tag gesagt.

Kirk Douglas schien das nichts auszumachen. Er steuerte wie ein junger Gott, und nach zwei Stunden tauchte unter ihnen die aus drei Inseln bestehende Gruppe von St. Kilda auf.

»Auf der rechten von hier aus gesehen müssen wir landen!« schrie Kirk Douglas.

John nickte nur.

Hier bestand der Flugplatz aus einer großen Wiese, auf der wohl sonst Schafe weideten.

Die Männer wurden bereits erwartet. Ein Uniformierter stand im Windschatten eines kleinen Steinhauses.

Als John mit ziemlich käsigem Gesicht auf ihn zukam, streckte der Beamte die Hand aus.

»Ich bin Constabler O’Donell.«

John stellte sich vor.

Scotland Yard hatte seinen Besuch bereits angekündigt. Worum es aber ging, hatte man dem Polizeiposten nicht gesagt. Das wollte John selbst tun.

O'Donell war ein schon älterer Mann, mit einem Gesicht wie aus Leder. Zwei kleine hellblaue Augen funkelten darin. »Mein Wagen steht nur ein paar Schritte weiter«, sagte der Constabler.

Das Fahrzeug war ein museumsreifer Kombi, der erst beim dritten Versuch ansprang.

Über eine schmale, nur spärlich asphaltierte Straße fuhren sie in den einzigen Ort der Inselgruppe.

Die Häuser waren klein und windschief. Sie duckten sich eng aneinander. Die Dächer bestanden aus Gras und Torf. Aus zahlreichen Schornsteinen quoll Rauch, der aber sofort vom Wind weggefegt wurde.

»Komfortabel ist es hier nicht, Inspektor!« überschrie O'Donell das Geräusch des knatternden Motors. »Aber was will man machen. Wir sind die Stiefkinder der Regierung.«

Sie hielten vor einem roten Backsteinhaus.

»Die Polizeistation«, erklärte der Constabler. Stolz schwang in seiner Stimme mit, da dieses Haus besser aussah als die meisten anderen.

»Gibt es hier eigentlich auch ein Gasthaus?« fragte Kirk Douglas.

Der Constabler, der schon ausgestiegen war, nickte. »Ja, gleich hier die Straße hoch. Das dritte Haus auf der rechten Seite. Sie können es gar nicht verfehlen.«

Kirk Douglas grinste. »Man dankt.«

Dann wandte er sich an John. »Inspektor, Sie wissen, wo Sie mich finden können.«

Der Pilot machte auf dem Absatz kehrt und ging mit schnellen Schritten davon.

John und der Constabler betraten die kleine Polizeistation. Es war mollig warm. Den beiden Fenstern gegenüber stand ein Schreibtisch, in dem sicherlich die Holzwürmer nisteten. Eine ebenso alte Schreibmaschine fristete ihr trauriges Dasein. An der Wand stand ein schmaler Aktenschrank und daneben eine braungestrichene Holzbank. Der Kalender an der Wand war vergilbt und vom vorigen Jahr. Nur das Telefon erinnerte daran, daß man im zwanzigsten Jahrhundert lebte.

Der Constabler holte aus dem Nebenraum noch einen Stuhl, den er John anbot.

Der Inspektor nickte dankend.

O'Donell nahm hinter seinem Schreibtisch Platz und sah John gespannt an.

»Worum geht's denn, Inspektor? Sie werden verstehen, daß ich neugierig bin. In meiner langen Dienstzeit ist es mir noch nicht passiert, daß sich jemand von Scotland Yard um unsere Insel gekümmert hat. Hat sich hier ein Verbrecher versteckt?«

John lächelte schmal. »Nein, Constabler, es geht um etwas ganz

anderes.«

John Sinclair berichtete dem Constabler ausführlich, was er vermutete.

Das Gesicht des Beamten wurde immer verschlossener. Schließlich stahl sich sogar eine gewisse Angst hinein. John, der ein guter Beobachter war, blieb das natürlich nicht verborgen. Er sagte aber nichts.

»Das genau ist der Grund meines Besuchs«, meinte der Inspektor zum Schluß.

Constabler O'Donell wischte sich den Schweiß aus der Stirn. In seinen Augen flackerte es. Er setzte ein paarmal zum Sprechen an, bekam aber keinen Ton heraus. Schließlich räusperte er sich und meinte: »Um es kurz zu sagen, Inspektor: Wenn ich Ihnen einen guten Rat geben kann, fahren Sie zurück nach London. Noch heute. Es ist besser.«

»Da müßten Sie mir aber erst den genauen Grund nennen, Konstabler.«

»Wie Sie schon erwähnten. Hier ist es nicht ganz geheuer. Der Teufel geht um.«

»Wo? Auf St. Kilda Island?«

»Nicht genau. Aber es gibt noch eine Insel. Sie liegt nordwestlich von hier. Es ist nur ein ganz kleiner Flecken. Die Insel heißt Coony Island. Genannt nach einem Mann namens Gerald Coony.«

»Erzählen Sie mir mehr von diesem Mann, Constabler.«

»Ich weiß nicht so recht.« Der Beamte druckste herum. »Es sind mehr Legenden, die man sich so erzählt.«

»Mich interessieren sie aber.«

»Also, gut. Im fünfzehnten Jahrhundert ist ein gewisser Gerald Coony von dieser Insel hier rübergefahren. Die Sage erzählt, daß dort der Teufel selbst hausen würde und man auf der Insel die Unsterblichkeit erlangen könnte. Coony ist also rübergefahren, und wir haben ihn nie wiedergesehen. Wenigstens nicht so, wie er war.«

»Was heißt das?«

»Gerald Coony ist einigen Fischern erschienen.« Der Constabler machte eine kleine Pause. »Als Skelett«, fügte er flüsternd hinzu.

»Und – was geschah?«

»Jeder, der Coony gesehen hatte, war des Todes. Er hat sie alle geholt. Auf die Insel. Dort sind sie zu Skeletten geworden. Seither heißt sie Insel der Skelette.«

»Verschwinden denn immer noch Menschen?« wollte John wissen.

»Sicher. Es ist noch gar nicht so lange her, da hat sich Coony wieder ein neues Opfer geholt. Den alten Clint McIntosh. Sein Sohn hat es selbst mit ansehen müssen. Er hat sogar mit dem Skelett gekämpft, konnte aber nichts machen.«

»Und wo ist der Sohn jetzt?«

»Patrick? Man hat ihn nach Schottland in eine Heilanstalt geschafft. Dort war er drei Wochen, dann hat man ihn laufenlassen. Er ist wieder hierher zurückgekehrt. Doch er ist ein anderer Mensch geworden. Sitzt nur in seinem Zimmer und grübelt. Geht überhaupt nicht mehr vor die Tür. Ich habe zweimal mit ihm gesprochen. Aber er wollte nichts sagen. Doch jetzt habe ich Gerüchte gehört, die besagen, daß er zu der Insel hin will. Er hat in den letzten Tagen sein Boot in Ordnung gebracht.«

John knetete seine Wangen. Was der Constabler da erzählte, war sehr interessant.

Der Inspektor stand auf. »Bringen Sie mich zu dem jungen McIntosh.«

Constabler O'Donell bekam vor Staunen große Augen. »Sie wollen wirklich…?«

»Ja, was dachten Sie denn? Ich reise nicht ab. Nicht eher, bis ich diese verdammte Brut vernichtet habe.«

»Und wenn Sie selbst dabei umkommen?«

»Das ist mein Risiko. Ich habe mir den Beruf ja nicht ausgesucht.«

Constabler O'Donell war immer noch perplex. Das war ihm noch nie passiert. Aus den Augenwinkeln beobachtete er den Inspektor aus London.

So wie dieser Mann aussah und sich gab, konnte er schon eine Chance haben, den Kampf zu gewinnen. Er selbst würde auf keinen Fall zu der verhexten Insel fahren.

Der Constabler zog seinen Mantel über, nahm das Schlüsselbund vom Schreibtisch und nickte John zu.

»Gehen wir, Inspektor.«

***

Als John Sinclair und der Constabler aus dem Haus traten, hatte sich das Wetter verändert. Dunkle Wolkenberge bedeckten den grauen Himmel. Der Wind war stärker geworden. Er pfiff durch die Dorfstraße und rüttelte an den Fensterläden.

»So ist es immer um diese Jahreszeit«, meinte O'Donell.

Die Männer stemmten sich gegen den Wind an.

Erste Tropfen fielen. Dick und schwer klatschten sie in die Gesichter der beiden Beamten.

»Ist es weit?« fragte John.

»Fast am Ende des Ortes. Direkt am Hafen.«

Zehn Minuten dauerte der Fußweg. Zum Glück nahm der Regen nicht zu. Anscheinend war es zu windig.

Die Männer bogen in eine Seitenstraße ein. Rechts konnte John den kleinen Hafen liegen sehen.

Eine Anzahl Schiffe lag vor Anker. Meist waren es altmodische

Kähne, die auf den Wellen schaukelten. John fragte sich, ob wohl alle schon mit einem Motor ausgerüstet waren.

Ein Stück weiter sah er die Brandung meterhoch gegen die Klippen gischten. Es war ein herrliches Schauspiel, wie das Wasser mit Urgewalt gegen die schroffen Felsen geschleudert wurde.

Die schmale Gasse, in der sich das Haus der McIntosh' befand, war mit Kopfsteinen gepflastert. Teilweise fehlten sie auch, und große Löcher, in denen sich Regenwasser gesammelt hatte, bildete tiefe Pfützen.

Das Haus der McIntosh' war windschief. Außerdem fiel die Straße noch leicht ab.

Vor der grüngestrichenen Eingangstür, von der die Farbe schon fast abgeblättert war, blieben die Männer stehen.

John sah, daß sich hinter einem kleinen Fenster eine Gardine bewegte. Folglich war ihre Ankunft schon beobachtet worden.

Constabler O'Donell schlug mit der Faust gegen die Tür. »Anders ist es nicht zu machen«, meinte er.

Schlurfende Schritte näherten sich, dann wurde die Tür aufgezogen.

Ein mißtrauisches Augenpaar starrte die Männer an.

»Dürfen wir reinkommen, Mary?« fragte der Constabler.

Eine magere Hand schoß vor und zeigte auf John. »Wer ist das?« fragte die Frau.

»Ein – ein…«

»Ich komme aus London, Madam«, half John dem Constabler aus der Verlegenheit. »Ich möchte mich gern mit Ihrem Sohn unterhalten.«

»Der will niemanden sprechen!« zischte die Frau und wollte die Tür zuschlagen.

»Einen Augenblick noch.« Blitzschnell klemmte O'Donell seinen Fuß zwischen Tür und Angel. »Wenn der Gentleman sagt, er will deinen Sohn sprechen, dann spricht er ihn auch. Verstanden?«

Die Augen in dem verlebten Gesicht der Frau blitzten. »Ihr habt es nötig. Monatelang habt ihr uns gemieden wie die Pest. Die Verfluchten, hieß es. Und jetzt… Auf einmal kommt sogar ein Fremder her und will meinen Sohn sprechen. Wollt ihr ihn wieder mitnehmen? In die Anstalt? Und hinterher feststellen, daß er gar nicht verrückt ist. Ihr seid doch…«

»Madam, ich bin von Scotland Yard«, unterbrach John die Frau.

Mary McIntosh' Kopf ruckte herum. Sekundenlang sah sie John ins Gesicht.

Dann sagte sie plötzlich: »Ja, Sir, Sie haben gute Augen. Ich sehe so etwas sofort bei einem Menschen. Kommen Sie herein.«

Mary McIntosh zog die Tür auf.

Die Männer gelangten direkt in die Küche. Ein alter gußeiserner Herd spendete mollige Wärme. Die große Standuhr in der Ecke tickte

überlaut. Roh gezimmerte Stühle luden zum Sitzen ein. Über dem gesamten Raum lag ein leichter Fischgeruch.

Mary McIntosh bot den Männern Platz an.

Sie hatte die Hände ineinander verschränkt und lächelte scheu. »Warten Sie, ich hole meinen Sohn.«

»Nicht nötig«, sagte plötzlich eine rauhe Stimme von der Tür her. »Ich bin schon da. Und wenn die zwei Schnüffler nicht innerhalb von einer Minute verschwunden sind, spicke ich sie mit Schrot…«

***

Überrascht wandten John Sinclair und der Constabler die Köpfe. Auf der Türschwelle stand ein junger Mann. Seine sehnigen Fäuste umklammerten eine doppelläufige Schrotflinte. Die beiden Mündungen zielten genau zwischen John und den Constabler.

Der junge Mann war kräftig gebaut und hatte ein eckiges Kinn. Welliges braunes Haar wuchs bis dicht an den Nacken.

Mary McIntosh sprang auf. »Nicht, Pat«, rief sie, »die Gentlemen sind von der Polizei. Dieser Herr ist sogar aus London gekommen.«

Sie zeigte auf John Sinclair.

Pat McIntosh schürzte verächtlich die Lippen. »Glaubst du das? Du brauchst dir doch nur unseren lieben Constabler anzusehen. Der lügt doch immer. Damals war er einer derjenigen, die dafür gesorgt haben, daß ich in der Heilanstalt landete. Wer dem Kerl traut, ist selber schuld.«

»Mach keinen Unsinn, Pat«, sagte der Constabler leise und stand auf. Er wollte auf den jungen McIntosh zugehen, doch ein scharfer Befehl hielt ihn zurück.

»Stehenbleiben!«

Der Constabler zuckte zusammen. Er verharrte in angespannter Haltung.

John Sinclair hatte bisher schweigend dagesessen und nur beobachtet. Man konnte es Patrick McIntosh förmlich ansehen, wie nervös er war. In seinen Augen flackerte die Unruhe. Seine Mundwinkel zuckten.

Und nervöse Gegner sind unberechenbar.

Constabler O'Donell ließ sich wieder auf seinen Stuhl fallen.

»Pat, ich bitte dich«, rief Mary McIntosh, »mach dich um Himmels willen nicht unglücklich. Der Gentleman will dir helfen. Wirklich.«

»Ich werde jetzt in meine Brusttasche greifen und einen Ausweis hervorholen«, sagte John Sinclair mit ruhiger Stimme. »Ich hoffe, Sie schießen nicht, junger Mann, denn auch ich hänge an meinem Leben.«

John wartete die Antwort des jungen McIntosh gar nicht erst ab. Noch während er gesprochen hatte, war sein rechter Arm unter der Jacke verschwunden.

Als seine Hand wieder zum Vorschein kam, hielt sie einen in einer Plastikhülle steckenden Ausweis.

John nahm die Legitimation zwischen Daumen- und Zeigefingerspitze und warf sie über den Tisch auf Pat McIntosh zu.

Dicht vor dem jungen Mann fiel der Ausweis zu Boden.

McIntosh bückte sich und hob den Ausweis auf. Jeder Profi hätte, dies nicht gemacht, denn normalerweise hätte John ihn bei diesem Manöver überrumpeln können.

Pat McIntosh bewegte beim Lesen kaum die Lippen.

»Zufrieden?« fragte John nach einer Weile.

»Nicht ganz. Was machen Sie überhaupt hier oben?«

»Das wollte ich Ihnen ja gerade erklären, aber Sie ließen mich nicht zu Wort kommen«, erwiderte John Sinclair lächelnd. »Ich schlage vor, wir setzen uns mal zusammen und reden über die Sache.«

Mutter und Sohn tauschten einen kurzen Blick.

»Bitte, Pat.«

Pat McIntosh nickte entschlossen. »Einverstanden«, sagte er dann und stellte die Schrotflinte an die Wand.

Er warf dem Constabler noch einen undefinierbaren Blick zu und setzte sich John gegenüber.

»Also, Inspektor, was wollen Sie wissen?«

»Alles. Vor allen Dingen interessiert es mich, was in der Nacht geschehen ist, als Ihr Vater starb.«

Pat McIntosh bekam einen roten Kopf. »Aber das habe ich doch schon allen möglichen Leuten gesagt. Niemand hat mir geglaubt. Wollen Sie sich über mich lustig machen?«

»Im Gegenteil«, antwortete John. »Ich glaube Ihnen.«

Pat McIntosh' Gesicht nahm einen erstaunten Ausdruck an. »Wieso denn das?«

»Weil ich mit den Skeletten auch schon böse Erfahrungen gemacht habe. Aber davon später mehr. Jetzt sind Sie erst mal an der Reihe.«

»Wenn Sie meinen.«

Und wieder berichtete Pat McIntosh haarklein, was sich in der bewußten Nacht ereignet hatte, als sein Vater von einem Skelett geholt worden war. Er ließ keine Einzelheit aus, fügte aber auch nichts hinzu. Man merkte, daß er diese Geschichte schon x-mal erzählt hatte.

»Glauben Sie mir immer noch, Inspektor?«

Mary McIntosh hatte inzwischen heißen Tee gemacht. John nahm einen tiefen Schluck und nickte. »Ob Sie es glauben oder nicht, Pat, ich nehmen Ihnen die Geschichte ab. Und ich glaube auch an die Existenz der Skelette auf der Insel. Ich bin sogar hier, um sie zu vernichten.«

Pat McIntosh schluckte. Sein Adamsapfel hüpfte aufgeregt von oben

nach unten. »Dann haben wir beide ja das gleiche Ziel.«
»Ich weiß.« John lächelte. »Deshalb bin ich ja zu Ihnen gekommen. Ich brauche jemanden, der mich zu dieser verdammten Insel fährt.«
»Ja, Inspektor, den haben Sie in mir gefunden.« Dann wandte sich der junge McIntosh an den Constabler, der sich bisher nicht an der Unterhaltung beteiligt hatte. »Sehen Sie, man glaubt mir doch.«
O'Donell zuckte mit den Achseln. Er wollte etwas sagen, schwieg aber dann.
John bot Zigaretten an. Pat McIntosh nahm auch ein Stäbchen. Nachdem die Männer die ersten Züge genommen hatten, fragte der junge McIntosh: »Wann soll es denn losgehen?«
»Meinetwegen sofort. Es kommt drauf an, wie weit Sie Ihr Boot in Schuß haben.«
McIntosh winkte ab. »Das ist kein Problem. Ich kann jede Minute auslaufen.«
»Das ist natürlich gut«, sagte John. Er sah auf seine Uhr. Die Dämmerung mußte draußen bereits eingesetzt haben. »Wie lange brauchen wir denn bis Coony Island?«
Pat McIntosh wiegte den Kopf. »Wenn nichts dazwischenkommt, so in zwei Stunden.«
»Das ist gar nicht schlecht. Was meinen Sie denn mit Dazwischenkommen?«
»Sturm, zum Beispiel.«
»Und wie sehen die Wettervorhersagen aus?«
»Keine Ahnung. Ich habe mich in letzter Zeit nicht darum gekümmert.«
»Aber ich weiß es«, meldete sich der Constabler. »Sturm wird es nicht geben. Aber Regen, vielleicht auch Schnee. Wenigstens wurde keine Sturmwarnung durchgegeben.«
»Dann sollten wir es eigentlich schaffen«, meinte John. Er stand auf. »So, jetzt werden wir uns erst mal Rückendeckung verschaffen.«
Die anderen sahen ihn verständnislos an.
John lächelte schmal. »Ich bin nicht allein gekommen. In dem Gasthaus wartet der Hubschrauberpilot, der mich hergeflogen hat. Mit ihm habe ich noch einiges zu besprechen. Ach ja, da fällt mir etwas ein. Können Sie mir kurz eine Skizze anfertigen, wo die Insel liegt, Pat?«
»Sicher.«
Pat McIntosh stand auf und ging zu dem alten Küchenschrank. Er holte Papier und Bleistift und zeichnete mit kurzen Strichen die Lage der Insel. Sogar Entfernungen hatte er angegeben.
John steckte die Skizze ein. Dann sagte er: »Ich komme ungefähr in einer Stunde wieder vorbei. Sorgen Sie schon für die Ausrüstung, Pat.«
»Geht in Ordnung, Inspektor.«

Als John Sinclair nach draußen trat, peitschte ihm beißender Schneeregen ins Gesicht. Es war auch inzwischen dunkel geworden, und auf der Straße befand sich kaum noch ein Mensch.

John stellte den Kragen seines Trenchs hoch, rammte beide Hände in die Manteltaschen und stapfte in Richtung Gasthaus.

Schon jetzt fuhr ihm der Wind durch die Kleidung. Der Inspektor hoffte nur, daß Pat McIntosh wetterfestes Ölzeug parat hatte.

Vor dem Gasthaus schaukelte eine Laterne im Wind. Drinnen schien es hoch herzugehen, denn das Gelächter der Gäste hörte man schon auf der Straße.

John stieß die Tür auf.

Qualm und bullige Hitze empfingen ihn. Die kleine Gaststube war proppenvoll. An einem ovalen Tisch saßen zahlreiche Fischer. Und mitten unter ihnen… Kirk Douglas. Er riß einen Witz nach dem anderen, brachte Leben in die Bude.

»He, Inspektor!« schrie Douglas, als er John entdeckt hatte. »Kommen Sie, trinken Sie einen mit.«

John, der inzwischen den Tisch erreicht hatte, schüttelte den Kopf.

»Tut mir leid, daß ich Sie aus der gemütlichen Runde reißen muß, Douglas. Aber ich muß Sie sprechen.«

»Wie der Meister befehlen«, sagte der Pilot grinsend, schob seinen Stuhl zurück und stand auf.

Die beiden Männer verdrückten sich in eine Ecke der Gaststube, neugierig von den Gästen und dem Wirt beobachtet.

»Ich hoffe, Sie haben keinen über den Durst getrunken«, sagte John. »Sie gefährden sonst unser ganzes Unternehmen.«

»Aber Inspektor. Ich bin doch Antialkoholiker. Wäre ich sonst so lustig? Nee, besaufen ist bei mir nicht drin. Also, worum geht's denn?«

John erläuterte in kurzen Worten seinen Plan.

Das Gesicht des Piloten begann immer mehr zu strahlen. »Na, wenn das mal keine runde Sache ist«, meinte er und schlug die geballte Linke in die Handfläche. »Endlich ist mal was los. Aber sicher werde ich Sie und den Jungen da rausholen. Wird mir direkt ein Vergnügen sein.«

»Ob das ein Vergnügen wird, daran glaube ich kaum«, erwiderte John. »Und hier ist übrigens eine Skizze von der Insel.« John griff in die Tasche und reichte die Zeichnung dem Piloten.

Der sah sie sich kurz an und nickte. »Damit kann man sogar was anfangen.«

»Schön.« John sah auf seine Uhr. »Es bleibt also bei dem besprochenen Termin.«

»Sie können sich auf mich verlassen, Inspektor.«

»Was anderes hatte ich auch gar nicht erwartet.«

***

Dunkle schwere Wolken brauten sich über Coony Island zusammen. Schwefelgelb leuchtete die Luft. Kein Windhauch regte sich auf der Insel. Es schien, als halte die Natur den Atem an.

Wild und zerklüftet sahen die Krater aus, die das kleine Eiland bedeckten. Giftige Dämpfe stiegen aus den Öffnungen. Niemand, der diese Insel sah, dachte daran, daß irgendwer darauf leben würde.

Und doch war sie bewohnt.

Asmodis, der Fürst der Finsternis, hatte sie zu seinem Wohnsitz erkoren.

Nicht der Höllenfürst selbst lebte hier, sondern einer seiner ersten Diener.

Gerald Coony, der Mann, der vor einigen hundert Jahren den Pakt mit dem Satan geschlossen hatte, hatte hier sein Reich.

Tief im Innern der Insel hauste er in einem finsteren Gewölbe, bewacht von den unzähligen Skeletten, die mit ihm darauf warteten, die Erde in ihre Gewalt bringen zu können.

Asmodis erste Garnitur war bereit!

Und während über der Insel rote Blitze zuckten, saß Gerald Coony auf seinem steinernen Thron und hatte das Buch des Schreckens vor sich liegen.

Mit lauter Stimme las er daraus vor, machte sich dadurch die Hilfe der Hölle zunutze.

»Das Blut der Hölle wird über die Menschen kommen und sie vernichten. Nichts kann uns mehr aufhalten. Nichts…«

Nach diesen Worten gellte ein schauerliches Gelächter durch das riesige Gewölbe…

***

Pat McIntosh wartete schon ungeduldig auf John Sinclair. Der junge Mann ging nervös in der Wohnstube auf und ab. Ein Zigarillo verqualmte zwischen seinen Lippen.

Mary McIntosh beobachtete ihren Sohn besorgt. Sie hatte große Angst, daß ihm etwas passieren konnte. Erst der Vater – dann der Sohn…

Die Frau durfte gar nicht daran denken.

Sie wollte gerade etwas sagen, da klopfte es gegen die Haustür. »Das wird er sein«, sagte Mary McIntosh leise.

Patrick hörte seine Mutter nicht. Er lief mit schnellen Schritten zur Tür und öffnete sie hastig.

»Ein Glück, daß Sie da sind, Inspektor.«

John lächelte. »Wieso, ich hatte Ihnen doch gesagt, daß ich wiederkomme.«

»Das schon. Aber man kann nie wissen.«

Mit den Worten »Sie haben wohl schlechte Erfahrungen gemacht«,

betrat John die Wohnstube.

Patrick McIntosh hatte das Ölzeug über den Tisch gelegt. Es war ein wetterfester Umhang und Drillichkleidung.

John Sinclair zog sich um. Die Drillichkleidung paßte ihm wie angegossen. John verteilte seine Waffen in den zahlreichen Taschen und nahm den Umhang über den Arm.

Mary McIntosh war aufgestanden. Sie hatte sich auf den Küchentisch gestützt und sah die beiden Männer aus tränenfeuchten Augen an.

»Gott beschütze euch«, sagte sie leise.

Dann ging die Frau zu ihrem Sohn und umarmte ihn. John konnte sich vorstellen, wie es in der alten Frau aussah.

Als sie nach draußen traten, wurden sie sofort vom Wind gepackt. Steif blies er in ihre Gesichter.

»Habt ihr immer solch einen Sturm?« fragte John.

»Sturm? Daß ich nicht lache. Das ist doch nur ein Lüftchen. Sie müßten mal erleben, wenn hier ein Orkan tobt. Dann ist was los.«

»Nein, danke.«

Zum Glück hatte der Regen nachgelassen. Der Wind hatte teilweise die Fassaden der Häuser trocken gefegt. Auf der Straße waren wieder mehr Menschen zu sehen.

»Was ich Sie noch fragen wollte, Inspektor, sind Sie eigentlich seefest?«

»Das will ich hoffen.«

»Na ja, so schlimm wird es ja auch nicht.«

Sie näherten sich dem kleinen Hafen. Eine Anzahl Schiffe lag vertäut an einem provisorischen Kai. Die Boote bewegten sich auf und nieder. Ab und zu stießen sie gegeneinander. Dadurch gab es immer schabende Geräusche. Ein paar Laternen verbreiteten milchiges Licht.

Pat McIntosh’ Kahn war nicht sehr groß. Auf dem Deck befanden sich ein Mast und ein windgeschütztes Steuerhaus, das aus rohen Holzbohlen gezimmert war.

John Sinclair war froh, daß der Kahn auch einen Motor besaß. Einem Segel hätte er nicht getraut.

»Sie können schon an Bord gehen, Inspektor«, sagte Pat McIntosh. »Ich kappe nur eben die Leinen.«

John sprang mit einem Satz auf Deck. Schon jetzt schaukelte der Kahn gefährlich.

Einige alte Fischer beobachteten, wie der junge McIntosh das Boot lostäute und dann ebenfalls an Bord sprang. Die Fischer steckten die Köpfe zusammen und tuschelten. Es mußte sich schon herumgesprochen haben, was die Männer vorhatten.

Der Motor sprang gut an.

»Frisch überholt«, gab Pat McIntosh seinen Kommentar. Geschickt manövrierte er den Kahn aus dem kleinen Hafen.

Auf See war der Wind noch schlimmer. Die Wellenberge besaßen gischtende Kronen und rollten schwer gegen das Schiff an. Pat Macintosh mußte sein gesamtes seemännisches Können aufbieten, um den Gewalten zu trotzen.

»Sie kennen ja den genauen Kurs?« sagte John, der neben Pat in dem kleinen Steuerhaus stand.

»Ja. Das ist keine Schwierigkeit.«

Hinter ihnen verschwand St. Kilda Island. John hatte das Gefühl, mit dem Kahn ganz allein auf dem Atlantik zu sein.

Sie fuhren eine halbe Stunde. Der Wind fegte die dicken Wolken über den Himmel. Ab und zu kam der Mond durch und erhellte mit seinem Schein die Dunkelheit.

Plötzlich zuckte Pat McIntosh zusammen. »Da, sehen Sie doch, Inspektor. Das rote Licht.«

Johns Blick folgte der angewiesenen Richtung. Er wußte, dort lag Coony Island. Also mußte das Licht auch von der Insel kommen. Es zuckte in unregelmäßigen Abständen auf.

»Genau wie damals, als sie Vater holten. Erst das Licht, und dann kam das Skelett.«

»Das diesmal eine Überraschung erleben wird«, sagte John Sinclair grimmig.

»Sind Sie so sicher, Inspektor?«

»Natürlich. Ich…«

John konnte die weiteren Worte nicht mehr aussprechen. Die Überraschung traf ihn wie ein eiskalter Wasserguß.

Vor ihm stand nicht mehr Pat McIntosh, sondern ein Skelett!

Die Knochenfinger hielten das Steuerrad umklammert.

John Sinclair schluckte. Tausend Gedanken wirbelten in seinem Kopf herum.

»So ist das also«, sagte er leise.

Das Skelett lachte. »Ja, Inspektor. Sie sind mir in die Falle gegangen. Jetzt bin ich am Drücker. Sie sind Asmodis schon lange ein Dorn im Auge. Doch nun hat er Sie.«

»Noch nicht«, erwiderte John und bemühte sich, die Fassung zu bewahren.

»Wer sollte Sie hier retten?«

»Ich, Mr. McIntosh. Oder sind Sie gar nicht der, für den Sie sich ausgeben.«

»Doch, mein Lieber. Das schon. Nur liegt die Sache etwas anders. Als ich damals aus der Heilanstalt entlassen wurde, hat mich mein Vater eines Nachts besucht. Ich habe ihn nur an der Stimme erkannt. Mein Vater hatte eine Bitte. Wenn er nicht schwer leiden sollte, mußte ich Asmodis Diener werden. Ich überlegte nicht lange, stellte aber eine Bedingung. Daß ich mich jederzeit wieder in einen normalen

Menschen zurückverwandeln könne. Diese Bedingung wurde mir gewährt. Ja, Asmodis hielt es sogar noch für besser. So kann ich mich unerkannt den Leuten nähern, die auf seiner Liste stehen. Und es stehen viele Namen darauf, das kann ich Ihnen sagen, Inspektor. Berühmte Namen. Wissenschaftler, Politiker, Industrielle. Sie alle werden in Asmodis Bann gezogen. Ausgangspunkt ist eine kleine Insel im Atlantik, die noch nicht mal kartographisch erfaßt worden ist.«

John Sinclair nickte anerkennend. »Ich gebe zu, Sie haben mich überlistet. Das ist nicht jedem gelungen. Sie haben zwar gute Karten in der Hand, doch ich habe die Trümpfe!«

Das Skelett lachte. »Da bin ich aber gespannt.«

»Sehen Sie her!«

Mit einem blitzschnellen Griff hatte John seine mit Silberkugeln geladene Pistole gezogen. Die Mündung zeigte auf den Körper des Skeletts.

Pat McIntosh wandte kurz den Totenschädel. »Das wird Ihnen auch nicht helfen. Sehen Sie lieber mal zur Tür.«

John drehte den Kopf.

Im gleichen Augenblick wurde die Tür aufgestoßen. Der Wind heulte in das kleine Steuerhaus. Und dann sah John die beiden Skelette, die auf der Türschwelle standen.

»Nun, Inspektor?« fragte Pat McIntosh.

»Okay«, erwiderte John. »Sie wollen es nicht anders.«

Ehe die Skelette sich in Bewegung setzen konnten, drückte John ab.

Zweimal.

Das Steuerhaus brach unter den Detonationen fast zusammen.

Beide Kugeln hatten ihr Ziel gefunden.

Sie waren den Skeletten in die Brust gedrungen. Die unheimlichen Gerippe wurden zurückgeschleudert, landeten auf den Decksplanken.

»Das wär's«, sagte John und kreiselte herum.

Wieder zuckte er wie unter einem Peitschenhieb zusammen. Und diesmal stand der echte Pat McIntosh am Steuer.

Für einen winzigen Moment hielt John das alles für einen Traum, doch dann drang McIntosh's Stimme an seine Ohren.

»Sie haben doch vorhin von Trümpfen gesprochen, Inspektor. Ihre Trümpfe waren Bluff. Ich habe mir erlaubt, als Sie sich umzogen, die Silberkugeln aus Ihrer Waffe in normale Bleigeschosse umzutauschen. Sie haben es nicht bemerkt. Ihr Fehler, Inspektor. Sagen Sie selbst, wer hat nun die besseren Karten? Ich brauche Ihnen wohl nicht erst zu erklären, daß meine beiden Freunde wieder da sind, um Ihnen endgültig den Garaus zu machen.«

Nein, das brauchte dieser Teufel nicht. John Sinclair spürte, wie sich sein Magen zusammenzog. Er hörte die Schritte der Skelette und wußte, daß es jetzt ums nackte Leben ging…

***

Blitzschnell ließ der Inspektor die Waffe verschwinden. Noch war er nicht geschlagen.

Mit einem Ruck zog sich John die hinderliche Jacke vom Leib.

Im gleichen Moment griff das erste Skelett an.

Der Inspektor fegte dem Knöchernen die Jacke entgegen. Sie verfing sich in dem Gerippe und lenkte es für einen Augenblick ab.

Aber schon war das zweite Skelett heran. Die beiden Knochenhände packten zu.

John tauchte unter den mordenden Händen weg, hatte für eine Sekunde freie Bahn und rannte hinaus auf Deck.

Der Wind empfing ihn mit ungeheurer Wucht. Er war inzwischen zum Sturm geworden, und John hatte Mühe, die Balance zu halten. Das Mondlicht ließ alles fast taghell erscheinen.

Breitbeinig stand John da. Seine Rechte glitt in die Seitentasche der Drillichhose und holte das Reservemagazin hervor.

Daran hatte Pat McIntosh nicht gedacht. Noch hatte er sechs Silberkugeln zur Verfügung.

Aber John kam nicht mehr dazu, es in die Waffe zu schieben.

Die Skelette waren zu schnell. Von zwei Seiten griffen sie ihn an.

John warf sich zurück, fing den Sturz mit der Schulter ab und rollte sich sofort herum.

Neben seiner rechten Seite spürte er eine Taurolle. John packte das freie Ende und sprang hoch.

Eine Knochenhand traf sein Gesicht. Der Schlag war mörderisch und riß dem Inspektor ein Stück Haut auf.

John verbiß sich den Schmerz und nahm auch noch einen anderen Hieb hin.

Doch dann ging er zum Gegenangriff über. Mit einer blitzschnellen Bewegung schnürte er das Stück Tau um den Körper des angreifenden Skeletts, preßte dem Knöchernen die Arme zusammen.

Und John zog weiter an der Rolle.

Viermal schlang er das Seil um den Körper. Es war wirklich reines Glück, daß ihm dies bei der wild wogenden See gelang.

Das Skelett wehrte sich verbissen, versuchte, das Seil abzuschütteln, doch John ließ nicht locker.

Alles hatte nur Sekunden gedauert. Dann griff das zweite Skelett an.

Fauchend stürzte es John entgegen.

Der Inspektor blieb eiskalt.

Er warf das gefangene Skelett dem zweiten genau gegen den knöchernen Körper. Dabei wickelte sich immer mehr Tau von der Rolle ab.

Beide Skelette stürzten zu Boden.

John gewann kostbare Sekunden. Zeit, die wichtig war, um die

Pistole aufzuladen.
Er schaffte es, während die Skelette noch auf dem Boden lagen.
Wieder bellten zwei Schüsse auf.
Trotz des hohen Seegangs traf der Inspektor die beiden Knochenmänner. Schreckliche Schreie gellten über das Wasser. Der Mond, der genügend Licht verbreitete, zeigte jede Einzelheit der Regeneration.
John wandte sich ab.
Mit drei Schritten war er bei dem Steuerhaus, riß die Tür auf und drückte dem überraschten Pat McIntosh die Mündung der Pistole in die Seite.
»Sie haben den Joker übersehen«, sagte John leise. »Ich hatte noch ein Reservemagazin.«
Pat McIntosh wandte langsam den Kopf. John sah es in seinen Augen aufleuchten und drückte einfach ab.
Die Kugel drang Pat McIntosh in den Rücken.
Der junge Mann brach zusammen. Er fiel auf die Knie und stieß noch im Sterben wilde Flüche aus.
John ging einige Schritte zurück.
Das Grauen hielt ihn wie eine eiserne Klammer umfangen, als er den Todeskampf des Mannes sah.
Kein Blut quoll aus der Wunde. Nur aus dem halbgeöffneten Mund drang ein qualvolles Ächzen. Dann ruckte der Kopf noch einmal hoch, der glanzlose Blick der Augen suchte Johns Gesicht.
»Asmodis wird mich rächen – ah!«
Pat McIntosh' Körper bäumte sich ein letztes Mal auf und fiel dann zusammen.
Jetzt erst war Pat McIntosh endgültig erlöst.
Mit einer müden Bewegung steckte John die Waffe weg. Noch immer war seine Lage hoffnungslos. Er war allein auf dem Boot. Um ihn herum die tobende See. Und vor ihm die Insel der Skelette.
John kam gar nicht mehr groß dazu, über seine hoffnungslose Lage nachzudenken, denn im gleichen Augenblick bäumte sich das Schiff hoch auf, fiel wieder zurück und krachte gegen eine Felsklippe.
John Sinclair wurde zum Spielball der Gewalten. Wie ein Torpedo flog er durch das kleine Ruderhaus, krachte mit dem Kopf gegen die Wand, sah plötzlich riesige Wassermengen auf sich zukommen, hörte noch das Splittern von Holz und merkte, wie ein ungeheurer Sog ihn aus dem Steuerhaus zog und dann gar nichts mehr.
Inspektor Sinclair hatte das Bewußtsein verloren. Asmodis konnte doch noch triumphieren…

***

Das Erwachen war eine scheußliche Tortur. John verspürte am

gesamten Körper Schmerzen. Es schien keine Stelle zu geben, die nicht in Mitleidenschaft gezogen worden war.

John Sinclair lag auf dem Bauch. Sandkörner waren in seinen offenen Mund gedrungen und knirschten zwischen den Zähnen.

Unendlich mühsam stemmte sich der Inspektor hoch. Als er schließlich eine kniende Stellung erreicht hatte, mußte er verschnaufen.

Erst jetzt kam die Erinnerung zurück. Da war der Kampf mit den Skeletten, dann hatte er Pat McIntosh erledigt – und dann…

John erinnerte sich nur noch an ein gewaltiges Splittern und Krachen, wie er in dem Ruderhaus hin und her geworfen wurde und dann hier wieder zu sich gekommen war.

Das Boot mußte auf ein Riff gelaufen sein.

John wischte mit dem feuchten Drillichärmel seiner Jacke den Sand aus dem Gesicht. Spaltbreit öffnete er die Augen.

Die Umgebung wirkte drohend und düster zugleich, obwohl das bleiche Mondlicht sie in einen hellen Schein tauchte.

John Sinclair war auf einen winzigen Sandstrand gespült worden. Vor ihm ragten schroffe Felsen auf. Himmelhoch, wie es ihm schien. In seinem Rücken hörte er das Rauschen der Brandung. Ab und zu leckten kleinere Wellen nach seinen Füßen. Neben sich erkannte John einige Schiffsplanken, die bestimmt von Pat McIntosh’ Boot stammten.

Trotz allem hatte er unverschämtes Glück gehabt. Er war noch am Leben. Nur das zählte.

Aber wie lange? Hilflos war John Sinclair den finsteren Mächten ausgeliefert.

Oder…?

Johns Rechte fuhr in die Drillichtasche. Seine Finger fühlten den kühlen Griff der Pistole.

Sie war also noch da. Und in dem Magazin steckten noch drei Kugeln.

Nässe konnte der Pistole nichts anhaben. Wie bei allen modernen Waffen war dieses Übel abgestellt worden.

Der Inspektor robbte einige Schritte weiter. Bis zu einem Felsblock.

An ihm zog er sich ächzend hoch. Er mußte sich stützen, um nicht wieder hinzufallen.

Nach einigen Minuten ging es ihm besser. Der Schwindel ließ nach, und er fühlte, wie neue Kraft in seinen Körper strömte.

John blickte zum Himmel. Unzählige Sterne funkelten dort oben. Die Luft war klar und rein. Selbst der Wind hatte nachgelassen.

John fror in seiner nassen Kleidung wie ein Schneider. Er machte einige Turnübungen, um sich einigermaßen aufzulockern.

John Sinclair ahnte nicht, daß er beobachtet wurde. Sie hockten zwischen den Felsen.

Acht Skelette!
Asmodis' Helfer!
Wie auf ein geheimes Zeichen hin schoben sie sich plötzlich vor. Von drei Seiten tauchten sie auf.
Einige der unheimlichen Gestalten gingen über den mondbeschienenen Strand.
Es war ein gespenstisches Bild, als sich die Knöchernen dem Inspektor näherten.
Und John merkte nichts – noch nichts.
Bis ihn ein leises Lachen herumfahren ließ.
Zwei, nein drei gräßliche Totenschädel starrten ihn an.
Höhnisch, triumphierend, wie es schien.
John wandte den Kopf, griff gleichzeitig zur Waffe – und zog die Hand sofort wieder aus der Tasche.
Auch auf dieser Seite standen die Knöchernen.
Sekundenbruchteile später wußte John, daß sie ihn eingekreist hatten. Daß er keine Chance mehr besaß.
John ließ die Arme sinken. Er wollte den Skeletten die Initiative überlassen.
Eine Knochenhand griff nach seinem Arm. Die gräßlichen Finger preßten sein Fleisch zusammen.
Der Inspektor verbiß sich den Schmerz.
Das Skelett zog ihn mit. John spürte, welch ungeheure Kraft in dem Knöchernen steckte.
Der makabre Zug verschwand zwischen den großen Felsblöcken. John war von den Skeletten regelrecht eingekeilt. Er roch den Verwesungsgeruch, der scharf in seine Nase drang.
Übelkeit wallte in ihm hoch.
Das Grauen war perfekt!
Immer tiefer ging es in das Felswirrwarr hinein.
Und plötzlich tat sich eine Höhle auf. Drohend und dunkel gähnte der Eingang.
Die Skelette zogen John hinein in die pechschwarze Finsternis.
Jetzt könnten sie dich umbringen, schoß es ihm durch den Kopf.
Doch nichts geschah.
Der Weg wurde abschüssig. Er war glatt. Kein Stein lag herum. Die Skelette blieben stumm. John wagte es auch nicht, eine Frage zu stellen.
Selten hatte er sich in einer solch aussichtslosen Situation befunden. Wenn nicht ein Wunder geschah, war sein Leben verwirkt. Dann würde er auch zu einem Skelett werden und als Diener Asmodis' herumlaufen.
John hatte die Augen weit aufgerissen. Auf einmal glaubte er, einen rötlichen Schimmer wahrzunehmen.

Licht!

Die Skelette wurden unruhig. Sie sprachen seltsame Worte in einer John unverständlichen Sprache.

Das Licht wurde intensiver, brach sich sogar an den Höhlenwänden.

Und dann erreichten sie das riesige Gewölbe.

Es war eine gewaltige Felsenhalle. In der Mitte stand ein riesiger, fast bis an die hohe Decke reichender Quader, zu dem eine steile Steintreppe hinaufführte.

Oben auf der Plattform des Quaders stand ein steinerner Thron, auf dem ein Skelett saß.

Gerald Coony, der Mann, der die Unsterblichkeit erlangen wollte!

Er war in ein blutrotes Gewand gehüllt, das mit Zeichen aus der Schwarzen Magie bestickt war.

Auf dem Schoß des Skeletts lag ein Buch.

Das Buch des Schreckens. Von Asmodis selbst verfaßt.

Unwillkürlich war John stehengeblieben. Er konnte nicht verhindern, daß ihm eine Gänsehaut über den Rücken lief.

Stück für Stück tasteten Johns Augen die in rotes Licht getauchte Halle ab.

Er sah eine dunkle Flüssigkeit an den Wänden herablaufen. John blickte genauer hin und wußte mit einemmal, woraus diese Flüssigkeit bestand.

Aus Blut!

John Sinclair zog scharf die Luft ein. Der Geruch in diesem Gewölbe ließ ihn leicht schwindelig werden. Er spürte, wie ihm der kalte Schweiß auf die Stirn trat.

Die Skelette hatten ihn losgelassen. Sie hatten sich hinter ihm in einem Halbkreis aufgebaut. Warteten auf einen Befehl ihres Meisters.

Gerald Coony, der Herrscher dieser Insel, erhob sich von seinem steinernen Thron. Gebieterisch streckte er die Arme aus. Dabei lag das Buch des Schreckens auf den Knochenhänden.

»Ich habe dich erwartet, John Sinclair!«

Die Stimme des Skeletts dröhnte nun durch das Gewölbe. Es sprach ein Englisch, wie es vor einigen hundert Jahren modern gewesen war.

John mußte sich anstrengen, um jeden Satz verstehen zu können.

»Niemand ist so mächtig wie Asmodis, der Fürst der Finsternis. Und ich, sein erster Diener, habe den Auftrag bekommen, all seine Feinde zu vernichten und sie dem Reich des Höllenfürsten zuzuführen. Auch dich, John Sinclair!«

… Sinclair… Sinclair…

Die Echos hallten schaurig durch das gewaltige Gewölbe.

»Du wirst ebenfalls die Unsterblichkeit bekommen und als Skelett weiterleben, genau wie die anderen, die sich Asmodis verschrieben haben. Niemand wird dich retten können. Niemand…«

Das Skelett ging wieder einige Schritte zurück und ließ sich langsam auf seinem Thron nieder.

»Komm herauf zu mir!«

John zögerte: Ihm kam alles wie ein böser Traum vor. Ein Alptraum, aus dem er gleich erwachen würde – und…

Eine Knochenhand stieß hart gegen seinen Rücken.

Nein, das war kein Traum. Das war Wirklichkeit.

John setzte sich in Bewegung. Er spürte, daß er am gesamten Körper zitterte.

Es war die Feuchtigkeit seiner Kleidung – aber auch die Angst!

Stufe für Stufe ging er dem Thron entgegen. Und während er sich dem Skelett näherte, erwachte sein Widerstandswille.

Nein, so einfach würde er es der Schreckensgestalt nicht machen. Er würde kämpfen bis zum Letzten.

John Sinclair ballte die Fäuste. Vergessen waren die Schmerzen, die er noch vor wenigen Minuten gespürt hatte. Die Muskeln lockerten sich. Der Wille zum Überleben wurde übermächtig.

Die letzte Stufe!

Dann stand John vor dem Skelett. Sah in die leeren Augenhöhlen des jahrhundertealten Totenschädels.

Die Plattform hier oben auf dem Thron war relativ groß. John hatte sie von unten nicht erkennen können. Er besaß also genügend Bewegungsfreiheit.

Das Skelett öffnete den gräßlichen Mund, setzte zum Sprechen an.

»Ich werde dich berühren, John Sinclair, und wenn ich dies getan habe, wirst du dich in einen der Unseren verwandeln.«

John hatte die Augen zu Schlitzen geschlossen, beobachtete jede Bewegung des Unheimlichen.

Die Knochenhände schlugen das Buch auf.

Engbeschriebene Seiten waren zu sehen.

»Das Buch des Schreckens«, rief das Skelett. »Das Buch, das vor Urzeiten geschrieben wurde, um Asmodis den Weg auf die Welt zu ebnen. Es wird auch dich vernichten, John Sinclair. Du wirst eintauchen in den riesigen Blutsee und als Unsterblicher wieder erscheinen.«

Ehe John es verhindern konnte, las das Skelett mit lauter Stimme magische Verse aus der Dämonensprache vor.

Sie hörten sich beschwörend und grausam an. Das Böse selbst schien aus ihnen zu kommen.

Und plötzlich schwoll ein gewaltiges Brausen durch die Höhle. Nach Schwefel riechende Dämpfe wallten auf, verwischten die Erscheinung des Skeletts. Die Wände rückten zusammen, die Decke des Gewölbes bekam Risse, platzte auseinander.

Höllenkräfte waren am Werk.

Vom Boden der Höhle drang ein gewaltiges Rauschen an Johns Ohren. Von den Wänden strömte immer mehr Blut, bildete einen See, dessen Pegel schnell anstieg.

Der Blutsee!

John Sinclair taumelte. Die Schwefeldämpfe machten ihm zu schaffen. Ohne es zu wollen, näherte er sich dem Rand der Plattform.

Und aus den Dämpfen tauchte das Skelett auf. Übergroß, wie es John erschien.

Die Knochenhand schoß vor. Gekrümmte Finger näherten sich dem Inspektor.

Verzweifelt wehrte sich John gegen das Schwindelgefühl. Er schwankte wie ein Halm im Wind.

Näher und näher kam die Hand, schwebte dicht vor seinen Augen.

Wieder wich John zurück, kämpfte verzweifelt gegen die alles erdrückende Übelkeit an.

Der Pegel des Blutsees stieg noch schneller, hatte schon die Hälfte der Treppe erreicht. Das Blut schwappte über die Stufen. Blasen bildeten sich. Die Decke des Gewölbes war weggeplatzt. Steine und Geröll flogen durch die Luft, wurden nach allen Seiten hin weggeschleudert.

Ein riesiger Krater war entstanden.

Wind fegte hinein, vertrieb die Qualmwolken.

Für Sekunden hatte John freie Sicht, sah, daß er sich am Rand der Plattform befand und erkannte mit brutaler Deutlichkeit das gräßliche Skelett, das bereit war, ihm den Todesstoß zu versetzen…

***

»Kinder, jetzt wird’s Zeit für mich«, sagte Kirk Douglas und schlug mit der flachen Hand auf den Holztisch. Ein Paar Gläser gerieten bedrohlich ins Wanken. »Es tut mir ja leid, daß ich eure Gesellschaft verlassen muß, aber Dienst ist Dienst, na, ihr kennt das ja.«

Kirg Douglas stand auf und reckte sich, daß die Gelenke knackten.

»Wo wollen Sie denn hin?« fragte einer der am Tisch sitzenden Männer.

»Zu der komischen Insel. Coony Island heißt das Ding.«

»Was?«

Die Bewegungen der munteren Zecher erstarrten. Blässe überzog plötzlich ihre Gesichter. Angst stahl sich in ihre Augen. Manch einer wandte seinen Blick ab.

Kirk Douglas’ Grinsen zerfaserte. »Was habt ihr denn auf einmal? Stimmt was nicht?«

Die Männer schwiegen. Auch die anderen Gäste in der kleinen Gaststube waren ruhig geworden.

»Verdammt noch mal, bin ich denn hier in einem Affenzirkus? Will

mir denn kein Mensch eine richtige Auskunft geben?«

Der Pilot stemmte beide Fäuste in die Hüften und sah sich wild um.

Schließlich räusperte sich der Wirt. Dann meinte er leise: »Die Insel – sie ist verhext.«

»Verhext?« echote der Pilot. »Tausend wilde Höllenschwänze, daß ich nicht lache.« Er schüttelte den Kopf, konnte nicht verstehen, daß die Menschen an so etwas noch glaubten. »Ich kenne nur eine Art von Hexerei. Wenn ich mit ‘ner anständigen Puppe im Bett liege. Dann bin ich echt verhext. Hahaha.«

Douglas’ Lachen brach ab. Sein Witz hatte keine Reaktion gezeigt.

Der Pilot zuckte die Achseln. »Dann eben nicht, liebe Freunde.« Mit schweren Schritten ging er in Richtung Ausgang.

Kurz vorher stellte sich ihm der Wirt in den Weg. »Sie haben vergessen zu zahlen, Mister.«

»Mach’ ich, wenn ich zurück bin.«

»Glauben Sie denn, daß sie noch einmal zurückkommen?«

»Das ist doch…«

Der Pilot verstummte, als er das Gesicht des Wirtes sah. Wütend zahlte er seine Zeche, und hart knallte er die Tür hinter sich zu.

»Verhext, so ein Quatsch«, murmelte er. »Was diese Dorfbewohner sich alles einbilden…«

***

Im allerletzten Augenblick warf John sich zur Seite. Der nach seinem Kopf gezielte Schlag ging ins Leere.

Das Skelett – schon siegessicher gewesen – kreischte wütend auf und wirbelte gleichzeitig herum.

Die Bewegungen waren fließend, nicht hölzern oder torkelnd.

Aber auch John Sinclair konnte kämpfen. Nicht umsonst beherrschte er verdammt viele Kampfarten. Und die noch perfekt.

Aus seiner gebückten Haltung ließ er sein Bein vorschnellen. Die schwere Schuhspitze krachte gegen das angreifende Skelett.

Es saß sehr viel Wucht hinter diesem Tritt. Das Skelett wurde zurückgefegt. Haltlos ruderte es mit den Armen.

Wieder wallte der Qualm auf, breitete die schwefelgelben Schwaden über die Plattform aus.

John riß seine mit Silberkugeln geladene Pistole aus der Tasche.

Drei Schuß hatte er noch – und dann…

John krümmte den Zeigefinger, zielte mitten in die Qualmwand, jagte die drei Kugeln in das Zentrum, dorthin, wo er das Skelett vermutete.

Gräßliche, spitze Schreie drangen an seine Ohren.

John Sinclair hatte getroffen. Sein größter Feind war besiegt.

Oder…?

Der Inspektor warf einen raschen Blick nach rechts. Was er zu sehen bekam, ließ ihn bis ins Mark erstarren.

Der Blutsee war bedrohlich angestiegen. Die Oberfläche brodelte, warf dicke Blasen, die mit lautem Blubbern zerplatzten und überall ihre Blutspritzer verteilten. Ein ekelhafter Geruch stieg aus dem heißen See, machte das Atmen zu einer unmenschlichen Qual.

Johns Blick wurde wieder abgelenkt, denn soeben taumelte das Skelett aus der Rauchwand.

Es war ein gräßlicher Anblick. Der weite Mantel war zerrissen. Stoffetzen klebten an den Knochen, die weich wurden und auseinanderliefen.

Das Skelett brach in die Knie. Flehend streckte es die Arme aus, so, als wolle es John um etwas bitten.

Der Inspektor hatte die Waffe sinken lassen. Unsagbares Grauen erfüllte ihn. Aus brennenden Augen sah er dem Todeskampf des unheimlichen Skeletts zu.

Der Oberkörper kippte vornüber. Schwer klatschte der Schädel auf die Plattform. Ein letztes gewaltiges Kreischen entrang sich dem geöffneten Mund. Die Knochen zerflossen zu einer graugrünen Masse. Das Kreischen erstickte in einem dumpfen Ton.

Dann war alles vorbei.

Nur noch eine Lache lag vor John auf dem Boden.

Sekunden stand der Inspektor wie festgebannt. Dann ließ ihn ein fürchterliches Heulen herumfahren.

Die anderen Skelette!

Sie schwammen an der Oberfläche des kochenden Blutsees, wandten sich in wilden, konvulsivischen Zuckungen. Blut schwappte über ihre Schädel, drang in die Münder, in die leeren Augenhöhlen und klaffenden Nasenlöcher.

Und immer höher stieg das kochende Blut!

Entsetzt sah John dem Tod der Skelette zu. Mit Gerald Coonys Tod war auch der Bann gebrochen, der sie gefangengehalten hatte.

Schon überschwemmte die erste Blutwoge die Plattform.

John wich zurück. Das Atmen wurde immer unerträglicher. Johns Gesicht war verzerrt und schweißgebadet.

Er hatte die Skelette bezwungen, doch an den Dämpfen würde er ersticken.

Sein Blick fiel nach oben.

Unendlich weit schien ihm die Krateröffnung. Und doch waren es nur einige Yards.

Die ersten Wellen umspülten seine Füße, hatten jetzt die Plattform überschwemmt und…

Das Buch des Schreckens!

John sah, wie es weggespült wurde und in dem Blutsee verschwand.

Die Chance, das Buch zu vernichten, war vorbei.
Ein Hustenanfall schüttelte den Inspektor. John wankte wie eine Gliederpuppe.
Und plötzlich drang ein anderes Geräusch an seine Ohren.
Motorengeräusch.
Der Hubschrauber!
John Sinclair riß den Mund auf. Sein verzweifelter Schrei gellte der Krateröffnung entgegen.
Durch die Rauchschwaden konnte er die Silhouette des Hubschraubers erkennen.
Flieg nicht vorbei! schrie es in John. Flieg nicht vorbei! Bitte!
Der Hubschrauber flog auf der Stelle. Laut klatschten die Rotorblätter, bildeten einen Luftwirbel.
Die Dämpfe wurden auseinandergetrieben.
Für Augenblicke sah John alles klar und deutlich.
Eine Strickleiter fiel ihm entgegen.
Die Rettung!
Der Inspektor packte zu, krallte beide Hände um die Holzsprosse, so fest, als wolle er nie mehr loslassen.
Der Hubschrauber stieg höher. Ein gewaltiger Ruck schien Johns Arme aus dem Körper zu reißen.
Der See verschwand unter ihm. Die Kateröffnung tauchte auf, der Himmel, schwarz, mit Sternen übersät. Mondlicht brach sich auf der durchsichtigen Kanzel des Hubschraubers.
John blickte nach oben, sah ein Gesicht.
Kirk Douglas machte ihm Zeichen. Hochklettern sollte das bedeuten.
Während John die Sprossen hinaufkletterte, wurde auch die Leiter langsam angehievt.
Fünf Minuten später war alles vorbei. Zusammengerollt und völlig erschöpft lag Inspektor John Sinclair auf dem engen Kopilotensitz.
Kirk Douglas konnte nur den Kopf schütteln. »Was ist denn geschehen, Inspektor?«
»Später«, keuchte John. »Fliegen Sie so schnell weg wie möglich. Los, es geht um Leben und Tod.«
»Na, wie Sie wünschen. Viel hält mich sowieso nicht hier.«
Schon wenig später hatten sie die Insel hinter sich gelassen.
»Also warum Sie es so eilig gehabt haben, Inspektor, kann ich nicht begreifen, denn…«
Ein gewaltiges Donnern ließ Douglas verstummen. Der Pilot und John wandten die Köpfe.
Eine riesige Flammenwand erhellte die Nacht. Tonnen von Gestein wurden in den Himmel geschleudert. Der Druck fegte den Hubschrauber wie ein welkes Blatt dem Meer entgegen. Douglas konnte ihn nur mit Mühe abfangen.

Er war blaß geworden. »Mein Gott, was war das?«

John Sinclair lächelte verzerrt. »Asmodis hat seinen Stützpunkt aufgegeben. Er hat die Insel in die Luft gesprengt.«

»Wer ist Asmodis?«

»Asmodis ist – ach, lassen wir das. Sie würden es doch nicht glauben.«

Der Rest des Fluges verlief schweigend. Jeder hing seinen Gedanken nach. Und Kirk Douglas dachte tief in seinem Innern, daß an den Erzählungen der Männer von St. Kilda Island doch was dran war.

John Sinclair dachte an etwas ganz anderes. Ihm fiel das Buch des Schreckens ein, das in dem kochenden Blutsee verschwunden war.

Ob es endgültig zerstört war? Es war zu hoffen, denn irgendwann würde es ein anderer finden und wieder versuchen, Gewalt und Schrecken zu verbreiten.

***

Zwei Tage später befand sich John wieder in London. Er hatte einen Bericht geschrieben, der zwanzig Seiten umfaßte. Sie landeten in den Panzerschränken von Scotland Yard. Die Identität der in London aufgetretenen Skelette war auch inzwischen geklärt worden. Man hatte auch die Leiche einer gewissen Jane Masters gefunden. Die Frau war an einem Herzschlag gestorben. Weshalb – das blieb für immer im dunkeln.

John Sinclair bekam Sonderurlaub. Etwas, was noch nie dagewesen war. Superintendent Powell persönlich überbrachte ihm diese Nachricht.

»Da werden Sie mich drei Wochen nicht zu sehen bekommen«, sagte John, »und wenn tausend Geister auftauchen.«

»Das glauben Sie doch selbst nicht, Inspektor.«

»Was?«

»Daß Sie zu Hause bleiben, wenn es brennt.«

»Darüber wollen wir lieber gar nicht erst diskutieren«, erwiderte John und verließ fluchtartig sein Büro.

Eigentlich wollte er mal früh schlafen gehen, doch in seinem Apartment wartete eine Überraschung.

Sheila und Bill Conolly, Johns beste Freunde.

Aber die ganz große Überraschung kam noch. Bill Conolly hielt plötzlich drei Schiffskarten in der Hand.

»Eine davon gehört dir, John.«

»Und… was soll ich damit?«

»Wir machen eine Seereise. Mit allem Drum und Dran. Ich sage dir, das wird ‘ne Schau. Einverstanden?«

John überlegte einen Augenblick. Dann sagte er: »Einverstanden.«

Er ahnte nicht, daß schon dieses Wort der Beginn eines neuen,

gefährlichen Abenteuers war…

ENDE